Pariser Kaiser-Skizzen.

Von

Theodor Mundt.

Zweiter Theil.

Berlin.
Verlag von Otto Janke.
1857.

Pariser Kaiser-Skizzen.

Von

Theodor Mundt.

Zweiter Theil.

Berlin.
Verlag von Otto Janke.
1857.

Inhalt.

Pariser Kaiser-Skizzen.

I.

Theater und Sitten im neuen Kaiserreich.

Die Agiotage und die Prostitution, welche die eigentlich treibenden Elemente der heutigen französischen Gesellschaft geworden sind, spiegeln sich in dieser Bedeutung auch in der neuesten französischen Komödie wieder, in der sie bereits als die Haupthebel aller dramatischen Handlung wirken.

Die Komödie macht aber gerade durch ihre leichtfertige und gewissenlose Virtuosität, mit der sie aus diesen neuen Schwefelquellen der modernen Existenz schöpft, den Eindruck nur um so fühlbarer, daß ein allgemeiner finanzieller und sittlicher Banquerott dem heutigen Kaiserlichen Frankreich nicht fern steht und den eigentlichen Hebel für eine allgemeine Umwälzung aller Zustände abgeben wird. Das sogenannte Her=

vorlocken der Capitalien auf den Markt ist neuerdings eine Haupterfindung des französischen Geistes und der imperialistischen Staatsweisheit geworden, und es giebt nur noch eine Hauptidee in Frankreich, die den von allen andern Gedanken verlassenen Organismus einstweilen galvanisirt, nämlich die Idee der Aktien-Gesellschaft, durch die man heut alles Mögliche und Unmögliche ins Werk setzen zu können glaubt.

Die Idee der Aktien-Gesellschaft ist in Frankreich mächtiger geworden als alle anderen socialen und politischen Ideen, und hat dieselben nicht nur in sich aufgesogen, sondern auch zu ersetzen angefangen. Das allgemeine Stimmrecht selbst, wie es bei den letzten Katastrophen gehandhabt worden, sieht wie ein Aktien-Unternehmen zur Begründung neuer politischer Gewalten aus, und es kann sich daraus leicht die Annahme aufdrängen, daß auch in der Politik wie in der sittlichen Welt Alles auf Aktien und durch eine Aktien-Gesellschaft gemacht werden könne.

Dem entfesselten und an die Stelle Gottes und des Schicksals selbst tretenden Unternehmungsgeist scheint gar keine Grenze mehr vorgezeichnet werden zu können, und man wird sich in Frankreich bald vermessen, eine neue Revolution oder eine neue Religion auf Aktien zu gründen.

Hätte der Saint-Simonismus, in dem eigentlich der Ursprung alles Aktienwesens zu suchen ist, dieser Idee schon praktisch sich bemeistern können, so würde er seine gesellschaftlichen Reform-Ideen vielleicht mit mehr Erfolg verbreitet haben. Ebenso ist die Liebe der Frauen und das Verhältniß der Geschlechter im Begriff, heutzutage zu einem bloßen Aktien-Unternehmen zu werden, und dies ist der neue finanzielle Begriff der Liebe, welcher in Frankreich jetzt die Giftblüthen der Prostitution inmitten der Gesellschaft selbst aufschießen läßt.

Es sind auf diesem Punkt unter dem jetzigen Kaiserreich neue Anschauungen in der Gesellschaft entstanden, die man früher nicht kannte und die bei der Herrschaft, welche Paris noch immer über Sitten und Moden der ganzen Welt ausübt, befürchten lassen, daß diese förmliche Einsetzung der Prostitution in ihre gesellschaftlichen Rechte und der daraus hervorgetretene allgemeine Sittenschwindel bald auch über die Grenzen des Kaiserlichen Frankreichs hinaus sich ergießen möchten.

Das französische Theater übt heut die vom Prinzen Hamlet der Bühne zugeschriebene Bedeutung, der Zeit den Spiegel vorzuhalten, fast mit einer zu materiellen Genauigkeit und Deutlichkeit der Züge aus. Der ächte französische Komödiengeist, mit seiner unvergleich-

lichen theatralischen Grazie und seinem sprühenden Erfindungstalent, findet in diesen neuesten, der Nachtdämmerung der gesellschaftlichen Moral angehörigen Produktionen kaum noch eine Stätte.

Die Gegenstände, die in diesen neuen Stücken behandelt werden, gehören zu specifisch der gesellschaftlichen Corruption und der Auflösung aller ethischen Lebensverhältnisse an, als daß nicht der in alle ihre Nüancen eingeweihte und mit ihrem ganzen Organismus vertraute Dichter zugleich als ein Mitschuldiger dabei erscheinen sollte.

Dieser Umstand bedingt und färbt zugleich das Talent, welches Dichter, wie Alexander Dumas Sohn, in ihren Dramen unläugbar aufgewandt haben, und es ist deshalb ungemein charakteristisch, daß der genannte Dramatiker, der in seinen berühmten Courtisanen-Stücken die Fäulniß des heutigen gesellschaftlichen Körpers von Frankreich am schneidendsten und mit dem Messer des Anatomen zerlegt hat, gleichzeitig als der wahre „Dieu des Lorettes" in diesem Kreise gepriesen und angebetet wird.

Das Theaterleben der Franzosen hat sich unter keinem politischen Regime als ein Hauptfactor der nationalen und gesellschaftlichen Zustände verleugnet. Es bezeichnet sich damit eine Strömung des Geschmacks,

der Sitten und der Lebensmanieren, die gewissermaßen unabhängig von Gouvernement und Regierungsform sich vollbringt, und den Volks- und Gesellschaftsgeist in seinem eigensten Reich und in der eigentlichen Freiheit seines Waltens erscheinen läßt.

Man hat darum die Franzosen vorzugsweise als das moderne Theatervolk bezeichnet, denn der Leichtigkeit, mit welcher bei ihnen der sociale Lebensstoff auf die Bühne entfließt und sich dort wie von selbst in Theaterstücke umsetzt, entspricht zugleich das vielverbreitete Talent, Alles in Scene zu setzen und oft mit den geringsten Mitteln ein Drama, ein Vaudeville, eine Komödie von eigenthümlicher Wirkung in lebendigster Form herzustellen.

Das neue Kaiserreich hat dem französischen Theaterleben keine engeren Grenzen gezogen, sondern die Bühne in Frankreich wuchert jetzt wie früher in aller Ueppigkeit ihrer Erzeugnisse fort, ohne eine andere Beschränkung zu erfahren, als die ihr etwa durch eine strenger gewordene Sittenpolizei auferlegt wird. Aber auch in dieser Beziehung ist kaum die Axt an die wildesten Schößlinge des französischen Theaters gelegt worden, denn man sieht auch jetzt noch hinlänglich zweideutige und sogar materiell unanständige Darstellungen auf der Pariser Scene, wie sie unter dem Gou-

vernement des Bürgerkönigs Louis Philippe, unter dem sonst die öffentlichen Sitten in Frankreich bei Weitem mehr verfallen und preisgegeben waren, uns kaum vorgekommen. Indeß begränzen sich auch diese ausschweifenden Darstellungen selbst auf der frivolsten Unterlage häufig noch durch ein künstlerisches Element, das den Franzosen in der Theaterproduktion vorzugsweise eigen geblieben und, wenn in nichts Anderem, doch in einem wunderbar zusammengehenden Arrangement des Stoffes, im Kunstwerk des Dialogs und in der Sprache, und in einer scharfen individuellen Abrundung der Charaktere sich verräth.

Es sind dies Vorzüge, welche auch die unbedeutenderen dieser Bühnen-Produktionen noch in einem gegen deutsche Erzeugnisse weit überragenden Grade an sich tragen, und denen auch auf Seiten des Publikums ein ungemein reger und gebildeter Sinn entspricht, mit dem Feinheiten der künstlerischen Form verstanden und aufgenommen werden, während beim deutschen Theaterpublikum die niedrigsten Anforderungen an künstlerische Form und feinen Ausdruck mehr und mehr charakteristisch geworden, und man hier die vorzugsweise Hingebung an das Platte und Alltägliche am liebsten auch durch den Stempel einer

rohen, liederlichen oder wenigstens in keiner Art auserlesenen und gebildeten Form bestätigt sieht.

Der Franzose dagegen, der unter allen Wechseln seines Gouvernements und seiner socialen Zustände dieselbe Pietät für seine classischen National-Autoren und einen ungemeinen Respekt für die Reinheit und Schönheit seiner Sprache behalten, sucht noch bei dem leichtfertigsten Theaterstück eine künstlerische Illusion und einen artistischen Geschmack zu befriedigen und gewinnt dadurch den Anschein, als wolle und könne er das Unstatthafteste wenigstens durch die künstlerische Form wieder mit der conventionellen Schicklichkeit und dem Sittengesetz versöhnen.

Die französische Komödie, die von jeher dem französischen Nationalgeist zu einem glänzenden Gefäß gedient, hatte während der Regierungszeit Louis Philippe's einen eigenthümlichen Aufschwung als historische und politische Komödie genommen, deren Höhepunkte durch die in ganz Europa gespielten und gesehenen Scribe'schen Stücke, namentlich durch „Un verre d'eau“ durch „La camaraderie,“ durch „Bertrand et Raton ou l'art de conspirer“ u. a. bezeichnet zu werden schienen. Stücke, wie die zuletzt erwähnten, erschienen recht eigentlich als theatralischer Niederschlag einer Lebens- und Staats-Periode, in der die parlamentarische De-

batte und die constitutionelle Parteiwuth alle Zustände zerwühlte und auf den Kopf stellte.

Scribe, der das wahre Recht des Komödiendichters darin behauptete, sich unabhängig von allen politischen Parteien darzustellen, war zugleich darin vorzugsweise der Dichter des constitutionellen Regime's, daß er die Auflösung und Zerreibung des einen Parteistandpunktes durch den andern ebenso drastisch als satirisch in seinen Komödien wiederspiegelte. Zugleich bezeichnete er in seiner camaraderie die constitutionelle Epoche als die Vergesellschaftung der intriguanten Mittelmäßigkeiten, womit ihr Typus auf das Erschöpfendste festgestellt war.

Das neue Kaiserreich hat durch die Beseitigung der constitutionellen Debatte auch der französischen Komödie ihren politischen Stachel genommen, und die Staatszustände, durch eine über jede individuelle Opposition hinaus sichergestellte Organisation gebunden, entziehen sich im Interesse ihrer Stabilität wie der politischen Moral mit Recht auch jeder theatralischen Zersetzung.

Wenn die französische Komödie neuerdings ihr Verhältniß zur politischen Debatte verlieren mußte, so hat sie dagegen ein andres, auf ihrem Boden völlig neues Element in jenem Wesen der Prostitution in sich auf-

genommen. Die Prostitution, von der man sonst in guter Gesellschaft nicht sprach, hat in Frankreich seit einiger Zeit ein neues dramatisches Effect-Genre hervorgerufen, das, unter dem Gesichtspunkt der Poesie und der Kunst unbedingt verwerflich, als ein sociales Barometer der Gesellschaft merkwürdig und charakteristisch genug erscheint. Dies Element, das seinen skandalösen Schweif bereits weit über die französische Bühne hergezogen, bezeichnet auf einem andern socialen Punkt dieselbe sittliche und gesellschaftliche Fäulniß, welche im politischen Staatsleben durch die zerreibenden Einflüsse der constitutionellen Parteidebatte gezeitigt worden war. Diese neuen Prostitutionsstücke begannen ihren dämonischen Reigen auf dem Pariser Vaudeville-Theater mit der „Dame aux Camélias“ von Alexander Dumas Sohn, mit den „Filles de marbre“ und den „Parisiens de la décadence,“ denen auf dem Gymnase dramatique die Komödie „le demi-monde“ folgte, in welcher Dumas Sohn nicht nur den Culminationspunkt dieser Gattung erstieg, sondern auch die ganze Lebenssphäre der sogenannten demi-monde mit einer halb frivolen, halb melancholischen Philosophie feststellte. Seitdem ist diese Gattung beinahe eine typische für das neueste französische Theater geworden, und die demi-monde füllt ent-

weder den ganzen Lebenskreis einer echt modernen französischen Komödie aus, oder mischt wenigstens einzelne ihrer pikanten Mitglieder, als unentbehrlich gewordene Symbole des Zeitgeistes, unter die Personen der Handlung ein.

Der Cancan, mit seiner den Geschlechtsproceß theils carikirenden, theils üppig und phantastisch ausbeutenden Tanztollheit, war zugleich die Carmagnole, unter welcher die Repräsentanten der Prostitution in die ihnen sonst versperrt gewesenen Thore der Gesellschaft eingezogen waren.

Seit Kurzem hat sich zwar auf der französischen Bühne selbst eine Art von sittlicher Reaction gegen die Courtisanen-Stücke angedeutet, namentlich in der Komödie „Un enfant du siècle", von J. Duflot und Deslandes, zum Theil auch in den Fanfarons de vice von Dumanoir und Biéville. Aber diese mit ungleich geringerem Talent gearbeiteten Stücke, welche in der letzten Zeit auf den Theatern des Vaudeville und Gymnase vorzugsweise gespielt wurden, borgen ihren eigentlichen Reiz doch auch nur von den eigentlichen Stoffen der Verderbniß, die sie, wenn auch unter dem Anschein einer moralisch kritischen Tendenz, in der ganzen Tollheit und Lascivität ihrer Erscheinung in sich aufgenommen haben.

Die Pariser-Kritik hat aber bei der ziemlich abfälligen Beurtheilung dieser sogenannten Sittenstücke nicht gerade Lust bezeigt, sich einem Kreuzzug gegen die neuen Thorheiten der Gesellschaft anzuschließen, sondern man scheint fast dem Vaudeville das Recht absprechen zu wollen, eine ernste Geißel der Sitten und der Moden in die Hand zu nehmen. Die epigrammatische Schärfe, mit der sich diese Stücke als eine Stimme in der Wüste gegen die heutigen Sitten von Paris kehren, geht unter dem lauten Amüsement verloren, welches das Pariser Theaterpublikum an der reizenden scenischen Ausführung nimmt. Es würde dies aber nur beweisen, daß das Theater auch in Frankreich seine erste und letzte Aufgabe, die Richtungen der Zeit wiederzuspiegeln und zu beeinflussen, zu verlieren anfängt. Da aber der französischen Komödie die Freiheit geblieben, die Stoffe der Zeit, mit Ausnahme der politischen Elemente, nach allen Seiten hin in sich aufzunehmen und die Leidenschaften und Ausartungen des Tages mit aller Naturwahrheit auf die Scene zu bringen, so ist sie dadurch wohl noch lange vor der armseligen Verflachung und phantastischen Leerheit gesichert, mit der die deutsche Bühne, die aus jeder Realität herausgefallen, seit einiger Zeit den Vernichtungskampf zu kämpfen scheint.

Die neueste französische Komödie spiegelt aber die Verderbniß und Verzerrung der Sitten treuer und mit mehr Talent und Geist wieder, als es ihr auf der andern Seite gelingt, eine neue poetische Bahn zu gewinnen, wozu aber vor allen Dingen erforderlich sein würde, das Element der Prostitution, das sich in die Dramatik wie in die Gesellschaft so tief eingefressen, wieder von der Scene zu entfernen. Die Camélias-Stücke von Alexander Dumas Sohn und seinen Nachahmern haben aber einen Ton angeschlagen, der so stark mit den Sympathien und Bedürfnissen der heutigen Gesellschaft zusammengefallen ist, daß die Versuche anderer Komödiendichter, mit einer Palinodie dieser Richtung zu debutiren, als sehr wenig erfolglos und sehr abgeblaßt sich bezeichnen. Dies muß unbedingt von der Komödie: „Un enfant du siècle," gesagt werden, dessen erster Aufführung auf dem Théâtre du Vaudeville wir beiwohnten, und als dessen Autoren am Schlusse der Darstellung die Herren Joachim Duflot und Paulin Deslandes angegeben wurden.

Dies Stück beginnt mit einigen sehr ergreifenden Zügen, um den Abgrund zu schildern, in den Debauche und Luxus, diese beiden Haupttriebfedern des heutigen modischen Individuums, einen das Zeitalter nach dieser Seite hin repräsentirenden jungen Mann gestürzt

haben. Der Held des Drama's, Lucien de Herdry, beginnt bereits mit einer Erschöpfung seiner Kräfte, die sich sowohl finanziell, denn er hat mehr als 500,000 Francs in seinen Gelagen vergeudet, als auch körperlich in seiner durch und durch angegriffenen Gesundheit zu erkennen giebt. Da er in seiner Blasirtheit zugleich nicht ganz ohne abenteuerliche Phantasterei ist, so beschließt er, den berühmten Doctor Mauperthuis zu consultiren, um von ihm zu erfahren, wie lange er wohl noch zu leben haben würde. Der Arzt erwiedert lakonisch, daß er nicht wieder zu ihm zurückkehren werde und Lucien nimmt jetzt auf die heiterste und ausgelassenste Weise seinen Tod in Aussicht, indem er den Rest seines Vermögens in einer permanenten Orgie zu verjubeln beschließt.

Er ladet alle seine schwelgerischen Freunde und Freundinnen zu sich ein, und es erscheinen nun bei ihm mehrere galante und verführerische Heroinen jener Demi-Monde, welche jetzt die natürliche und unabweisliche Sphäre der eleganten Jugend Frankreichs geworden zu sein scheint. Es entwickelt sich nun auf der Scene die tolle, allen sittlichen Gesetzen Hohn sprechende Orgie, in welcher der melancholisch gewordene Wüstling seinen Schwanengesang finden will. Mitten in dem Jubel der Orgie wird der eigentliche Zustand Luciens

durch den Eifer eines ernsthaft um ihn besorgten Freundes verrathen, und Lucien selbst gesteht in seiner Aufregung ein, daß er sich nicht nur als Brustkranker am Rande des Grabes befinde, sondern auch nur etwa noch 50,000 Francs übrig behalten habe, die für den letzten Lebenstaumel vielleicht noch gerade ausreichen würden. Es bringt diese Erklärung einen ungeheuren Effect namentlich unter seinen Damen hervor, die, empört über die sentimentale Wendung dieser Scene und noch mehr entsetzt durch die Enthüllungen aus der Zukunft seines Geldbeutels, in Masse aufbrechen und ihn, wie die Ratten das sinkende Schiff, verlassen.

Man begegnet darin wieder dieser typischen Herzlosigkeit, durch welche die heutige femme du monde sich so hervorstechend von der früheren Grisette unterscheidet. Diese gänzliche Gemüthshärte der Damen der Demi-Monde bildet das eigentliche Thema in der Komödie „les filles de marbre", in welcher die Kälte dieser Damen gegen ihre Opfer und gegen Diejenigen, welche sich in ihren Fesseln ruinirt haben, auf eine wahrhaft diabolische Weise illustrirt worden ist. Diese Demi-Monde (der „Pfirsich"*) mit dem oft kaum

*) „Eh bien! entrez un jour chez un marchand de comestibles, chez Chevet ou chez Potel, et demandez-lui ses

merkbaren schwarzen Fleck, der sich von den übrigen ganz untadelhaften Pfirsichen nur wie ein Preis von 15 zu 20 Sous unterscheidet) umringt mit tollem

---

meilleurs pêches. Il vous montrera une corbeille contenant des fruits magnifiques posés à quelque distance les uns des autres et séparés par des feuilles, afin qu'ils ne puissent se toucher ni se corrompre par le contact; demandez-lui le prix, il vous répondra: vingt sous la pièce, je suppose; regardez autour de vous, vous verrez bien certainement dans le voisinage de ce panier un autre panier rempli de pêches toutes pareilles en apparence aux premières, seulement plus serrées les unes contre les autres et ne se laissant pas voir sur tous leurs côtés, et que le marchand ne vous aura pas offertes.. Dites-lui: Combien celles-ci? il vous répondra: Quinze sous. Vous lui demanderez tout naturellement pourquoi ces pêches, aussi grosses, aussi belles, aussi mûres, aussi appétissantes, coûtent moins cher que les autres? Alors il en prendra une au hasard, le plus délicatement possible, entre ses deux doigts, il la retournera, et vous montrera un tout petit point noir qui sera la cause de son prix inferieur. Eh bien! mon cher, vous êtez ici dans le panier de pêches à quinze sous. Les femmes qui vous entourent ont toutes une faute dans leur passé, une tache sur leur nom: elles se pressent les unes contre les autres pour qu'on les voie le moins possible; et avec la même origine, le même extérieur et les mêmes préjugés que les femmes de la société, elles se trouvent ne plus en être, et composent ce que nous appelons le demi-monde, qui n'est ni l'aristocratie ni la bourgeoisie, mais qui vogue comme une île flottante sur l'océan parisien et qui appelle, qui recueille, qui admet tout ce qui tombe, tout ce qui émigre, tout ce qui se sauve de l'un de ces deux continents, sans compter les naufragés de rencontre, et qui viennent on ne sait d'où."

Alexandre Dumas fils („Le demi-monde" Acte II. Scène IX.)

Jubel das hinsterbenwollende enfant du siècle, das seine letzten Napoleonsd'or daran wendet, um das Gelage für permanent zu erklären, und dessen gefährlicher Gesundheitszustand sich alle Augenblicke durch jenen unheimlichen Husten verräth, den Dumas Sohn als ekelhaftes Symptom der Debauche in den Dames aux camélias zuerst typisch benutzt hat.

Wenn die griechische Tragödie in den offenen Wunden des Philoktet herumwühlte, so hat diese moderne Komödien-Gattung sich das schwindsüchtige Hüsteln der Debauche erkoren, um darin ein neues bedeutsames Moment der darstellenden Kunst zu ergreifen, und den schon beim alten Philoktet angeregten Streit über die Darstellbarkeit körperlicher Schmerzen auf der Bühne von Neuem auf's Tapet zu bringen. Es wäre zu wünschen gewesen, daß das Publikum sie sogleich damit ausgezischt hätte, weil man sonst Gefahr läuft, noch ein ganzes Krankenlager liederlicher Personen (wozu in den Dames aux camélias bereits ein ganzer Akt bestimmt ist) mit allen Details von Mercurial-Einreibungen u. dgl. auf der Bühne dargestellt zu erhalten. Die italienische Oper war schon dabei angekommen, die Pestbeulen in Musik zu setzen, und die französische Komödie wird es auf ihrem jetzigen nacktmenschlichen Standpunkt noch viel weiter

bringen. Der erste Schritt dazu ist bereits geschehen.

Das Kind seines Jahrhunderts genießt aber zugleich die Bekanntschaft einer jungen Grisette, in welcher dieser eigenthümliche Mädchenschlag in der ganzen kernhaften Tüchtigkeit der alten Zeit fortlebt. Seraphine ist an Lucien zugleich durch die Bande der Dankbarkeit gefesselt, denn er hat sie und ihren Vater aus der Misère gerettet, und sie übernimmt nun mit einer wahren Begeisterung die Krankenpflege bei dem zerrütteten jungen Wüstling. Ihre treue, unermüdliche Hand hat Wunder an ihm verrichtet, und wir finden ihn im zweiten Akt ganz lebensfrisch und zugleich in der glänzendsten äußerlichen Position wieder. Er ist von Neuem reich geworden, und seine Geldmittel strömen ihm aus einer heimlichen Quelle zu. Aber für ehrenvoll wird seine Position selbst in der Genossenschaft der Debauche nicht gehalten, und einer seiner Freunde, der ihn beleidigt hat, verweigert es sich mit ihm zu schlagen. Als durchsichtiger Grund erscheint dabei der Umstand, daß das Kind des Jahrhunderts Liebhaber der schönen Marquise de Noirmont geworden ist und von dieser Dame seitdem völlig unterhalten wird, was den Ehrenbegriff beeinträchtigt. Ohne daß man sich über die Gründe jener Ehren-

Weigerung offen gegen ihn erklärt, fühlt er doch das schwüle Geheimniß, das sich um ihn her ausgesponnen. Dies Geheimniß besteht in den Worten: Man schlägt sich nicht mit einem entehrten Mann! Mitten in einer Sphäre der socialen Verwilderung, in der ein eigentliches Sittengesetz nicht mehr existirt, bringt wenigstens die strenge Aufrechthaltung der formellen Ehre noch die Illusion eines moralisch gestützten und zusammenhängenden Gesellschaftszustandes hervor. Für Lucien wurden aber diese Zweifel gegen die Integrität seiner Ehre um so empfindlicher, da er gleichzeitig die Absicht hat, ungeachtet aller wüthenden Eifersucht seiner Marquise um die Hand der jungen Hermine Mauperthuis, der Tochter seines Arztes, sich zu bewerben.

In jener Marquise erscheint die dritte weibliche Species dieses Stückes. Denn nachdem wir zuerst die Femmes du demi-monde, und neben ihnen die Grisette der guten alten Zeit gesehen, erblicken wir in der Marquise die Femme de la société, welche durch ihre Geburt wie durch ihre Stellung und Verhältnisse die unbestrittenste sociale Geltung für sich in Anspruch nehmen kann, und in deren Salon die Notabilitäten des Tages sich drängen.

Die Femme de la société ist nun allerdings die höchste Sprosse auf dem Tschin des französischen

weiblichen Lebens, und die Femme du monde, welche eigentlich Femme du demi-monde ist, sieht sich, welche Vorzüge sie auch entwickeln mag, durch eine himmelweite, unübersteigliche Kluft von der in ihrer Stellung ausschließlich anerkannten Femme de la société geschieden. Diese Stellung ist aber so fest und überragend, daß sie zunächst selbst durch die Moral nicht erschüttert und durchbrochen werden kann, und darin macht sich von Neuem ein herber Widerspruch in dem heutigen socialen Leben bemerkbar.

Denn die schöne Marquise de Noirmont lebt, wie wir sehen, nicht gerade um sehr Vieles sittlicher, als die Damen der demi-monde, aber ihre einmal anerkannte sociale Position schützt sie davor, in den brodelnden Topf der demi-monde geworfen zu werden. Das sociale Vorurtheil führt hier noch ein Bollwerk auf, hinter dem wenigstens ohne Verlust der bürgerlichen Ehre gesündigt werden kann, und das es unter gewissen Umständen fast unmöglich macht, die Femme de la société social entarten zu lassen.

Eben so unmöglich aber fällt es auf der andern Seite, daß die Femme du demi-monde sich jemals in eine Femme de la société verwandeln und auf die Lebensstufe derselben hinübertreten könnte. Der verzweifelte und vergebliche Kampf einer solchen Dame

gegen die Verhältnisse bildet den eigentlichen Inhalt der Dumas'schen Komödie le demi-monde, und es geschieht gewissermaßen im Namen der „gesellschaftlichen Ehre“ (ein Ausdruck, der im heutigen Frankreich nur noch als Phantom wirken kann), daß selbst die intimsten Genossen ihres früheren lasterhaften Lebens sich gegen sie vereinigen, um ihr den durch die Verheirathung mit einem Ehrenmann erstrebten Eintritt in die reine und makellose Sphäre der Gesellschaft zu wehren, und Ihresgleichen, einen Mann von Ehre, von der Ehe mit einer Courtisane zurückzuhalten.

Aber wir vergessen, daß wir das Kind des Jahrhunderts, das noch neuen Wandelungen entgegenstrebt, in den Armen der schönen Marquise de Noirmont zurückgelassen haben. Lucien hat sich plötzlich ein ganz anderes Ziel gesteckt, er will sich vollständig rehabilitiren und zwar in und mit dem Besitz eines jungen, unschuldigen Mädchens, der reizenden Tochter des Doctors Mauperthuis, desselben berühmten Arztes, der zu Anfang ihm keine Hoffnungen hatte machen wollen, daß er die zerrüttenden Folgen seiner Ausschweifungen noch lange überleben werde. Im dritten Akt sehen wir Lucien, wie er in tiefer Zurückgezogenheit sich Hals über Kopf in medizinische Studien

hineingestürzt hat, denn er will jetzt durchaus Professor an der Ecole de Médecine werden. Dies Ziel zu erreichen gelingt ihm, und er führt damit zugleich die junge Braut heim, als die Repräsentantin ächter weiblicher Tugend und wahrhafter Lebenssitte. Der Professortitel schließt auf eine tragikomische Weise den Abgrund, in welchen der Mann der Debauche zu versinken drohte, und damit vollbringt sich auch die Ehrenrettung des enfant du siècle vollständig. Der Freund, der ihm früher das Duell verweigert, gibt ihm die zufriedenstellendsten Liebesversicherungen, Doctor Mauperthuis bewilligt ihm seine Tochter zur Ehe, aber Seraphine, die brave liebenswürdige Grisette, die mit wahrer Liebe an ihm gehangen, bricht in Thränen der Verzweiflung aus. Lucien übergibt ihr eine Summe als Heirathsgut, die aber das feinfühlende Geschöpf ausschlägt, worauf Lucien sie mit einem seiner besten Freunde verheirathet.

Der Komödie sind einige interessante Scenen und ein natürlicher, lebhafter Dialog nicht abzusprechen, aber der Gesammteindruck ist doch mehr ein ridicüler und schwächlicher, als daß die beabsichtigte Wiederherstellung des sittlichen und socialen Gleichgewichts, die sich der Dichter angelegen sein lassen wollte, mit einigem Erfolg zur Geltung gekommen wäre.

Das Stück fand auch bei der ersten Darstellung keine durchweg günstige Aufnahme des Publicums, obwohl es seitdem zahlreiche Wiederholungen erlebt hat. Die Opposition fiel namentlich bei den trivialen Sprüngen ein, welche die Komödie mit der moralischen Besserung ihres Helden unternimmt. Von den Folgen eines wüsten Lebens durch die treue Pflege der Grisette genesen, jedoch nun in den bezahlten Liebhaber einer üppigen Marquise verwandelt, kann der Held des Drama's keinen lächerlicheren Eindruck darbieten, als wenn er sich jetzt aus der erneuerten Liederlichkeit in das medicinische Professorenthum hineinrettet, und, das Patent in der Tasche und die tugendhafte Braut am Arme, nun mit triumphirendem Stolz sein Jahrhundert in die Schranken fordert. Mit diesen soliden und wissenschaftlichen Wendungen seines Lebens fällt er aber auch als enfant du siècle ganz aus der Rolle, denn als ächtes Kind seiner Zeit würde er eher Börsenspeculant (wo, nach der Ponsard'schen Komödie auch alle übrigen Leidenschaften, namentlich die der Sinnlichkeit, aufhören) als Professor der Medicin geworden sein.

Gegen diesen unglücklichen Mischmasch von Liederlichkeit und Sittlichkeitsanwandlungen erscheinen die Stücke, welche lediglich die sociale Stellung der

Prostitution und ihre Schicksale behandeln, in einer jedenfalls überlegeneren und interessanteren Bedeutung. Wenn aber das Kind des Jahrhunderts die Professur, welche als Triumph der sittlichen Palingenesie erscheint, unglücklicher Weise nicht erhalten hätte, so würde es mit allen sittlichen Tendenzen jener Komödie schlecht ausgesehen haben.

Prostitution und ihre Schicksale behandeln, in einer lebensfrisch Wortgemälden und interessanten Betrachtung. Wenn aber das Ende des Jahrhunderts die Prostitution, welche als Triumph der sittlichen Verlumpung erscheint, unglücklicher Weise nicht erblicken hätte, so wäre es nur allein sittlichen Strebungen jener Menschen schlecht ausgesprochen haben.

II.

Die Fanfaronnade des Lasters.

Auf dem Gymnase dramatique wurde seit einiger Zeit ein neues Stück der Herren Dumanoir und Biéville wiederholt, das den überraschenden Titel: „les fanfarons de vice“ (die Prahlhänse des Lasters) führt und nur durch die Aufgreifung des in diesem Titel ausgedrückten Thema's erwähnenswerth und merkwürdig ist.

Der Tartüfferie, die sich fromm anstellt, um dadurch weltliche und sinnliche Vortheile zu erzielen, kann kein auffälligerer Gegensatz gegenübergestellt werden, als die Fanfaronnade des Lasters, die in der erwähnten Komödie gewissermaßen als eine neue gesellschaftliche Manier, als eine durch die Ausartung der heutigen

Verhältnisse in die Mode gekommene Lebensmaxime behandelt wird.

Ob die französische Gesellschaft im heutigen Kaiserreich wirklich schon so weit ausgeartet und in der Auflösung begriffen ist, um dem Individuum, das sich in den glänzenden und starken Harnisch gewisser Laster wirft, ein größeres Anrecht auf Geltung und Ansehn zuzugestehn, wagen wir weder zu bejahen noch zu verneinen. Wenn es aber möglich ist, auf diese Lebensansicht, die eine umgekehrte Tartüfferie des Jahrhunderts in sich trägt, eine Zeitkomödie für das Theaterpublikum zu begründen, so kann die ganze Kategorie nicht aus der Luft gegriffen sein, sondern muß den Manieren der heutigen französischen Gesellschaft wenigstens in gewissen Kreisen entsprechen und dieselben bereits wahrheitsgemäß wiederspiegeln.

Die Voraussetzung muß zugegeben werden, daß der heutige Gesellschaftszustand, besonders in dem Extrem politischer Verrenkung und Verfälschung, in dem er bereits in Frankreich vorliegt, nicht mehr recht dazu geeignet ist, um darin mit geistigen und sittlichen Vorzügen Glück zu machen und durch eine einfache, redliche, bloß von den Ideen des Wahren und Edlen geleitete Individualität zu wirken. In einem so gekniffenen und riskanten Gesellschaftszustand, wie der

heutige, scheint sich Der im Vortheil zu befinden, der von vornherein mit einem recht tüchtigen Laster bewaffnet auftritt, und der dadurch an den Tag legt, daß auch ihm alle Mittel der Schonungslosigkeit und Bosheit zu Gebote stehen, um den Andern die gesellschaftlichen Vortheile streitig zu machen, oder dieselben mit ihnen theilen zu können. Es ist eine der Grundlehren des Macchiavellismus, durch Laster zu herrschen und in der Stärke derselben die Macht zu begründen, und das neue Kaiserthum, das den macchiavellistischen Theorien überhaupt eine neue Anwendung auf Staat und Gesellschaft gegeben, hat den Anschauungen nach dieser Seite hin offenbar schon eine ganz specifische Richtung eingepflanzt. Der Imperialismus gehört jedoch in gewissem Betracht ebenfalls zu den fanfarons de vice, denn auch er ist in manchem Betracht innerlich besser als er seiner Macht wegen scheinen will, und wenn er um seines Bestandes willen die Freiheiten der Nation angegriffen, und sich den Thron einer ächten Tyrannis begründet hat, so trägt er doch, sobald er will, alle Elemente zu einer ächten Wiedergeburt dieser Freiheiten in sich, und würde ihnen vielleicht in der Zukunft eine größere Garantie ihrer Verwirklichung gewähren können, als dieselben unter irgend einem früheren Regime gefunden haben.

Die Fanfarons de vice, die zugleich als heimliche Biedermänner erscheinen, sind in jener Komödie Leute, die sich durchaus schlechter stellen als sie sind, indem sie ihre eigentliche Ehre darein setzen, in ihrem Kreise mit irgend einem Laster oder einer Nichtsnutzigkeit behaftet zu erscheinen. Gute Sitten, Herz und Gemüth, eine ehrliche und ehrenhafte Gesinnung zu zeigen, gilt am meisten für verfehmt, und beeinträchtigt, wie es scheint, das gesellschaftliche Renommée, weshalb es in dem Kreise der jungen modernen Leute, den die Komödie schildert, zum guten Ton geworden ist, in der diabolischen Farbe eines nichtswürdigen Charakters zu schillern, und die wahrhaften und innigen Gefühle, die man noch besitzt, als etwas seiner Unwürdiges sorgfältig zu verstecken. Es ist dies ein in der Fäulniß vorgeschrittener Zustand der heutigen französischen Gesellschaft, wie man ihn in Deutschland nur noch in der ersten Annäherung kennt, weshalb er auch als Komödien-Thema bei uns noch fremdartig erscheinen muß.

Wenn Prostitution und Agiotage in die Gesellschaft vorgedrungen sind, um Liebe und Ehe daraus zu vertreiben, so zeigt uns die Komödie „les fanfarons de vice“ den dritten Angriffspunkt, auf welchem die bedrohte Gesellschaft sich alles ihres positiven Inhaltes ent-

leeren zu sollen scheint, nämlich den Punkt des Gemüthes und der ächt menschlichen Gefühle. Diese Seite hängt allerdings mit dem neuen Materialismus des Zeitalters auf das Genaueste zusammen, der Alles zu sehr auf die rivalisirende Aeußerlichkeit, den baaren Vortheil und den praktischen Kunstgriff berechnet und zugespitzt hat, als daß es noch nützlich und gewinnbringend erscheinen könnte, in diesem egoistischen Kampf der Interessen, zu dem das ganze Leben sich auseinanderzerrt, die reinen und natürlichen Seiten des Gemüthes herauszukehren und seinen Antrieben zu folgen.

Immerhin aber sind Gemüth und Herz eine Begabung des Menschen, die mit der eigentlichen Wurzel seiner Existenz zusammenhängt, und so leicht nicht aussterben wird. Es scheint daher in einem gesellschaftlichen Zustande, der auf so raffinirten und praktischen Schrauben steht, darauf anzukommen, daß man nicht mehr die Schwachheit verrathe, Gemüth und Herz zu haben, sondern überall in demselben harten, gegen jedes Gefühl undurchdringlichen Panzer erscheint, in dem alle Uebrigen fechten, und Jeder den Andern zu besiegen sucht. Der Krieg Aller gegen Alle, den einst Hobbes als Prinzip aufgriff, um die Nothwendigkeit des absoluten Staats darauf zu begründen, ist durch

die Industrialisirung des heutigen Menschengeistes zur eigentlichen Parole für alle Zustände geworden.

Das Stück beginnt mit einem wilden Gelage bei Louis, einem ächt modernen jungen Manne, der allen seinen Freunden und ihren Maitressen ein schwelgerisches Diner giebt, denn eine neumodische französische Komödie, welche die beweglichen Elemente der heutigen Gesellschaft aufnimmt, kann nicht mehr ohne Prostitution und Debauche ihre Sphäre bezeichnen. Man spricht von Pferden, Weibern, Orgien und Allem, was es Scandalöses in der Gesellschaft giebt, und beschäftigt sich unter Anderm auch theilnehmend mit einer der anwesenden Courtisanen, der schönen Balaclava, die von ihrem Geliebten, dem ebenfalls anwesenden Boldrick, der sich durch seine Reitpeitsche fürchterlich zu machen sucht, beständig mißhandelt und geschlagen wird. Balaclava aber sieht ihren Roué mit einem schmachtenden Seitenblick an, und lächelt bloß zärtlich: je l'aime. Boldrick erzählt vom Theater, wo er gestern gewesen, und wo man ein neues Drama, ein unausstehliches Rührstück, gegeben, in welchem eine zärtliche Mutter für ihre Tochter in den Tod gegangen sei. Er wird aber von seiner eigenen Erzählung, ungeachtet er sie mit der größten Rohheit vorträgt, und dazu alle Augenblicke mit seiner Reitpeitsche knallt,

sichtlich gerührt, und seine Zuhörer, welche dieselbe Stimmung bei sich zu befürchten scheinen, retten sich in ein tobendes Lachen und Spotten, welches um so lauter losbricht, als eine der Grisetten, die liebliche Pincette, plötzlich mit hinschmelzendem Gefühle ausruft: „Wie schön muß es sein, eine Mutter zu haben! Ach, wie sehr, wie sehr wollte ich sie lieben!" Als sich der Sturm der Spötter nun ganz fürchterlich über dem Haupt der kleinen Sentimentalen entladet, und Louis die dictatorische Erklärung abgiebt, daß es nichts Abgeschmackteres gebe, als die Verwandtenliebe, wird die Gesellschaft durch unerwarteten Besuch überrascht. Ein Herr von Duvivier tritt mit einem Briefe ein, den Louis mit allen Zeichen der Bestürzung empfängt. Der Letztere begiebt sich mit dem Briefe bei Seite, und liest ihn mit dem Ausdrucke schmerzlichen Staunens, und mit der tiefsten Erschütterung, die sich bald in seinem ganzen Wesen ausprägt, durch. Als er aber bemerkt, daß seine Freunde ihn beobachten, wendet er sich mit einer plötzlich wieder veränderten Gebärde um, und ruft, den Brief über seinen Kopf in die Höhe schwingend: Hurrah! Laßt uns jetzt zu Tische gehn! Ich lade Euch auf acht Tage zum Diner. Ich bin ein reicher Erbe geworden. Meine Tante ist gestorben, und hat mich zu ihrem Universal-Erben eingesetzt! —

Und ich glaubte, Sie hätten Ihre Tante sehr geliebt? macht ihm der neu angekommene Duvivier bemerklich. — Ja wohl, ist die Antwort, gerade wie man eine Tante liebt, die man so dringend zu beerben hofft, und welche Einem die Erbschaft entziehen kann, wenn man sie nicht liebt.

Man geht jetzt paarweise zum Diner ab, nur Mercier, ein edler und dem Treiben der Andern abholder Freund, bleibt einen Augenblick zurück, und stellt ernste und theilnahmsvolle Betrachtungen über Louis an. Ein alter Mann tritt ein, in der etwas ridicülen Tracht eines ländlichen Provinzialen, der sich als den Vater des Louis zu erkennen giebt. Herr Renaud ist gekommen, um seinen Sohn wegen des Todes der geliebten Tante zu trösten, aber Mercier bittet ihn, wieder zu kommen, da eben eine so lustige Gesellschaft beisammen sei, und Louis in der Mitte derselben gewiß nicht gern seinen Vater empfangen würde. Der alte Mann entfernt sich traurig, und man hört das Gelage im andern Zimmer toben. Bald darauf tritt Louis wieder heraus und ergiebt sich, sobald er sich allein sieht, einem hinbrütenden Schmerz. Er klagt sich auf das Bitterste an, zuvor das theuere Andenken seiner Tante gelästert zu haben, und bricht in die heftigsten Thränen über sich selbst und über den schmerz-

lichen Verlust aus. Einer der Genossen kommt ihm nach, um ihn darauf aufmerksam zu machen, daß es bei der Tafel an Champagner fehle. Eben deshalb war ich aufgestanden, um die beste Sorte meines Vorraths heranschaffen zu lassen, bemerkt Louis, indem er sich heimlich die Thränen aus den Augen wischt, und mit frischem Jubellaute wieder zu dem Gelage zurückstürzt.

Dann tritt ein anderes Paar heraus, das seinen Antheil am Diner früher als die Uebrigen beendet zu haben scheint. Es ist der alberne, von seiner Reitpeitsche unzertrennliche Boldrick, im Gespräch mit seiner Freundin Balaclava. Er läßt sich darüber aus, warum er immer den rohen Bramarbas gegen sie spiele, und dankt ihr zärtlich, daß sie ihrerseits diese Rolle, die er ergriffen habe, um von sich reden zu machen, stets unterstützt habe. Er habe, plaudert Boldrick, genau darüber nachgedacht, wodurch man sich wohl heute noch ein erkleckliches Renommée erwerben könnte. Aber das Pulver sei schon erfunden gewesen, und er sei auch zweifelhaft darüber geworden, ob er diese Erfindung wirklich hätte machen können. Eine neue industrielle Unternehmung, die mit seinem Namen gestempelt worden wäre, hätte er ebenfalls nicht ausfindig machen können. Um von sich reden zu machen,

habe er deshalb das Wesen eines grausamen Wütherichs, namentlich aber gegen seine geliebte Freundin, angenommen, man spreche überall davon, daß er sie fürchterlich schlage und züchtige, und dies eigenthümliche Renommée danke er ihr, da er sich sonst vielleicht kein anderes hätte erwerben können. Die niedliche Balaclava aber führt das Gespräch auf einen mehr practischen Boden hinüber. Sie spielt an der Börse, und verlangt von ihrem Freunde, daß er ihr wieder Creditmobilier-Actien, in denen sie stark arbeitet, kaufen solle. Boldrick scheint aber keine rechte Lust dazu zu haben, sondern fuchtelt halb ärgerlich mit seiner Reitpeitsche umher, wobei er ziemlich dicht unter die allerliebste Nase seiner Balaclava geräth. Diese nimmt ihm aber jetzt ganz lakonisch die Reitpeitsche ab, und schlägt mit derselben so fürchterlich auf ihn los, daß er unter ihren Streichen fast zusammensinkt. Die Versöhnung erfolgt aber sogleich auf das Innigste, indem Boldrick die Creditmobiliers zu liefern verspricht. Der Bediente bringt ihnen den Caffee, aber Boldrick verlangt fluchend und wetternd ein Glas Rum. Balaclava muß aber für ihn den Rum austrinken, während er selbst heimlich und behaglich den Caffee ausschlürft. Es ist ihm nur um den Effect der übrigen Gesellschaft gegenüber zu thun, die ihn bewundern soll, daß er schon wieder ein Glas

Rum geleert, nach den ausschweifenden Weingenüssen bei der Tafel.

Die Gesellschaft tritt heraus, in einer sehr lebhaften und tumultuarischen Unterhaltung. Louis wird von den Uebrigen verhöhnt, denn man hat ihn eigentlich im Verdacht, daß er noch auf eine altmodische Weise tugendhaft und gefühlvoll sei, und obwohl er sich, wie es die Mode verlangt, im Besitz einer Maitresse befindet, so wird ihm doch Schuld gegeben, daß er auf dem Lande in der Nachbarschaft von Paris einer idyllischen Liebe nachgehe und dort von einem tugendhaften Mädchen gefesselt werde. Man verabredet jubelnd, am andern Tage eine Partie in Masse dorthin zu unternehmen, und Louis muß versprechen, ebenfalls von der Partie zu sein. In diesem Augenblicke tritt sein alter Vater wieder herein, und wird wegen seines altmodischen und provinzialen Aussehens von der jubelnden Schaar mit Hohngelächter begrüßt. Als Louis sieht, daß sein Vater Gegenstand des Gelächters wird, verleugnet er ihn, und ruft dem auf ihn zustürzenden alten Mann kalt und befremdet zu: „Was wollen Sie? Ich kenne Sie nicht.“ Da tritt der edle Mercier hervor, und sagt, den Alten umfassend: „Es ist mein Vater; ich erbitte mir Achtung für ihn.“

Der zweite Act spielt auf dem Lande. Louis hat

sich früher hinausbegeben, um dort noch Zeit zum Rendezvous mit seiner Geliebten zu haben, einem jungen unschuldigen Mädchen, die hier in der Verborgenheit wohnt, und deren Vater er einst vom Selbstmord gerettet, indem er ihm Geld gegeben, seine Schulden zu bezahlen. Martha lebt nach dem Tode ihres Vaters hier friedlich von ihrer Hände Arbeit, und ahnt nicht, daß es Louis ist, welcher die Arbeit bei ihr bestellt und dieselbe theuer bezahlt. Ihr beiderseitiges Liebesgespräch athmet den unschuldigsten und reinsten Charakter. Louis erscheint hier als die Innigkeit und Zartheit selbst, nur klagt er sich heute vor ihr eines Verbrechens an, das er gestern an ihr begangen. Er hat nämlich, als er das letzte Mal bei ihr war, unbemerkt den kleinen Schlüssel entwendet, welcher die Thür ihres Schlafzimmers nach dem Garten verschließt. Aber er will ihr den Schlüssel jetzt zurückgeben, weil er sich vor bösen Gedanken, die Thaten nach sich ziehen könnten, bewahren möchte. Marie, um ihr grenzenloses Vertrauen ihm zu beweisen, sagt: gardez la clef: ma vertu se gardera elle-même. Louis dankt ihr entzückt, und beschwört sie mit ihm einen Spaziergang nach der Capelle zu machen, um dort mit ihm für das Seelenheil seiner verstorbenen Tante zu beten. Als sie fortgegangen, tritt Flamand,

ein der lustigen Gesellschaft Angehöriger, aus dem Pavillon hervor, wo er sich versteckt gehalten. Er hat Alles gehört, und denkt Vortheil davon zu ziehen. Jetzt kommt die ganze Gesellschaft der Fanfarons de vice herbei, die eben aus der Stadt angelangt ist. Auch Louis kehrt zurück, und nimmt sogleich Mercier bei Seite, um von ihm Nachrichten über seinen Vater zu erhalten. Mercier sagt: „Von Ihrem Vater weiß ich nichts; mein Vater ist traurig und unglücklich, und will Niemand sehen.“ Louis weint vor Schmerz und Verzweiflung, als aber die andern herzutreten und behaupten, er habe geweint, versichert er, er wäre nie lustiger gewesen als eben jetzt, und zu jedem tollen Streich sei er aufgelegt. Man nimmt ihn beim Wort, und beschließt jetzt, Bank zu legen. Louis verspielt all sein Geld, und muß erklären, daß er Nichts mehr habe. Jetzt erhebt sich Flamand und ruft mit rohem Gelächter: Im Gegentheil, Sie haben ja noch eine wunderschöne und sehr tugendhaft Geliebte, und dazu einen blanken Schlüssel, der zu Marthens Schlafgemach führt! Alle lachen, und Flamand erzählt das ganze Gespräch, das er belauscht. Louis wird wüthend, besonders aber über den Gedanken, daß man ihm eine sentimentale Liebschaft mit einem tugendhaften Mädchen zutrauen will; er will ihnen beweisen, daß

er sich nichts aus dem Mädchen mache, und schlägt vor, da er kein Geld mehr habe, mit Flamand um seine Geliebte Martha und deren bedeutungsvollen Schlüssel zu spielen. — Jetzt entsetzen sich selbst alle Fanfarons de vice über einen so frivolen Vorschlag und sogar die galanten Damen rathen ab von einem solchen Verbrechen. Louis wird dadurch noch mehr gereizt, der Andere nimmt die Partie an und setzt ein Pferd dagegen. Louis legt den Schlüssel auf den Tisch. Eine athemlose Spannung herrscht, es wird gewürfelt, und Louis verliert. Er lacht spöttisch auf, der Andere steckt den Schlüssel ein. Nun aber bricht eine allgemeine Empörung gegen Flamand los, die seltsamer Weise einen durchaus moralischen Anstrich hat. Alle diese sonst so leichtfertigen Herren zeigen sich sittlich entrüstet, man tobt durcheinander und sucht Veranlassung zu einem Duell mit Flamand, um die arme Martha zu retten. Boldrick geht immer mit seiner Reitpeitsche schnippend um ihn herum, und schlägt ihn endlich gradezu in's Gesicht. Es erfolgt eine Herausforderung, die angenommen wird, und sämmtliche Femmes du monde freuen sich ausnehmend darüber. Balaclava zerfließt in Thränen und will Boldrick vor Rührung umarmen. Er aber, seiner Rolle getreu, stößt sie roh zurück, und droht ihr, sie zu

schlagen, wenn sie sich unterstehen werde, zärtlich gegen ihn zu sein. Jetzt aber tritt Louis, der sich bisher in Verzweiflung im Hintergrunde gehalten, hervor, und nimmt für sich das Recht in Anspruch, sich zuerst mit Flamand zu duelliren, da derselbe ihn als ehrloser Horcher beleidigt und durch seine Lügen zum Gespött gemacht habe. Mit der Festsetzung dieses Duells endigt der Act.

Im dritten Act sehen wir Louis an einer leichten Wunde darniederliegen, mit der er aus dem Duell hervorgegangen. Die ganze Sippschaft der Fanfarons ist mit der innigsten Theilnahme um ihn beschäftigt, nur zuweilen, wenn sie sich zu gerührt vorkommen, brechen sie zur Abwechslung in ein spöttisches Lachen über sich selbst aus. Daneben belauschen wir ein Gespräch, in welchem der edle Mercier den Flamand entlarvt. Dieser Letztere ist keineswegs bloß Fanfaron de vice, sondern ein Verbrecher vom reinsten Wasser, denn er hat früher einen Diebstahl im elterlichen Hause Merciers begangen und hat sich, obwohl man ihn straflos gelassen, doch in einer Schrift zu diesem Diebstahl bekennen müssen, wovon Gebrauch gemacht werden sollte, wenn sich Flamand nicht bessere. Mercier ist im Besitz dieser Schrift, und droht dieselbe mitzutheilen, wenn Flamand nicht für immer aus die-

sem Kreise verschwinde, und zugleich angebe, was aus Martha geworden sei, denn er habe sie heute vergebens in ihrem Wohnorte aufgesucht. Flamand, der reuig und geständig ist, theilt mit, daß Martha in diesem Augenblicke in einem Wagen unten vor der Thür halten werde, denn vermittelst des als eine Legitimation gebrauchten Schlüssels habe er sie im Namen ihres Freundes Louis hierher gelockt, um sich dann ihrer Person bemächtigen zu können. Der edle Mercier stürzt fort, und kommt mit Martha zurück. Zugleich aber erscheint der alte Vater des Louis, den Mercier herbestellt hat, um Vater und Sohn wieder mit einander zu versöhnen. Der alte würdige Mann ist zwar noch nicht ganz entschlossen, denn am wenigsten kann er es seinem Sohne verzeihen, daß er seine Geliebte, ein engelreines Mädchen, im Würfelspiel ausgesetzt habe. Aber die Versöhnung bewirkt sich vor dem Lager des Verwundeten doch sehr leicht, und Louis empfängt den Vater und die Geliebte zugleich aus den Händen des treuen Freundes. Er hat durch seine Erfahrungen eingesehn, daß man sich nicht schämen solle, ein ehrlicher Mann zu sein und nach seinem Herzen zu handeln. Der Vater breitet segnend seine Hand über das liebende Paar. Sämmtliche Fanfarons de vice (die den wirklich Lasterhaften

aus ihrer Mitte ausgestoßen haben) sind jetzt von der tiefsten Rührung ergriffen, und geloben selbst ein anderes und besseres Leben anfangen zu wollen. Balaclava namentlich zerfließt in Thränen und macht sich die schlimmsten Vorwürfe über ihr bisheriges Leben. Besonders klagt sie sich an, daß sie sich soweit vergessen habe, ihren Freund Boldrick des Oefteren mit der Reitpeitsche geschlagen zu haben. Diese Worte rufen allgemein das höchste Erstaunen hervor. Boldrick sinkt aber in sich zusammen, und erklärt, daß er nun verloren sei, denn man werde ihn von jetzt an leider für einen bon homme halten!

So mischt diese bizarre Komödie auch noch in ihrem rührenden und scheinbar befriedigenden Schluß eine leichtfertige Pointe ein. Die phantastischen Ausartungen, an denen die Behandlung des ganzen Themas leidet, sind leicht von den wirklichkeitsvollen Momenten zu unterscheiden, in denen sich gewisse auf der Spitze stehende Richtungen der heutigen französischen Gesellschaft darin charakterisiren. Es ist dies ein zur Tollheit culminirender Gesellschaftszustand, in dem die Geltung der Begriffe von Tugend und Laster sich vollständig durcheinander zu mischen anfängt, und der wahre Reiz und Werth des Daseins nur noch in dem Schein gesucht wird, den Jeder für sich zu wecken am geeig-

netsten und vortheilhaftesten finden will. Die Komödie des künstlichen Scheins ist die Komödie der heutigen Gesellschaft, und wenn die Fanfarons de vice eine nur etwas geistreichere Composition wären, in der nicht Alles so trivial durcheinanderliefe, so hätten sie wohl Anspruch darauf, für ein die gesellschaftliche Corruption physiologisch zeichnendes Drama zu gelten. Es verpufft aber Alles bloß in theatralischer Windbeutelei, und nur der fatale Eindruck bleibt übrig, daß ein so barockes Lebensbild nur aus einer schon vorgeschrittenen Fäulniß der gesellschaftlichen Zustände geschöpft werden könne.

III.

Die französische Gesellschaft und die Frauen.

Das heutige französische Theater hat vollkommen die Rolle übernommen, welche vor der Erneuerung des Kaiserreichs der Feuilleton-Roman in der Enthüllung der socialen Zeitmysterien und Lebensconflicte versah. Die Signatur des Tages wird heute in Frankreich nicht mehr durch die gänzlich von der Regierung geknebelte Presse, sondern durch die Theater, durch Vaudeville und Komödie, gegeben, und die polizeiliche Ueberwachung erweist sich darin unverhältnißmäßig nachsichtiger und argloser, als allen anderen Bethätigungen der öffentlichen Meinung gegenüber. Dies ist zu der größten Verwunderung des deutschen Zuschauers auch bei den theatralischen Darstellungen der Fall, die in

einer crassen und kaum glaublichen Unsittlichkeit, ja in der schmutzigsten Zotenwirthschaft sich gefallen.

Das Theater beweist heut mehr als irgend ein anderes Institut in Frankreich, daß ein innerlicher Bruch in den socialen Zuständen existirt, der durch die moralische Fäulniß und Schwäche, die er verbreitet, den politischen Banquerott aufzuhalten scheint, obwohl er doch nur ein untrügliches Symptom desselben ist. Je inniger aber die sittlich-sociale Erneuerung mit der politischen und nationalen zusammenhängt, um so mehr erscheint die innerste Lebenszerfallenheit, welche die heutigen Bühnenstücke der Franzosen theils naiv, theils frivol vorstellig machen, als ein pathologisches Krankheitsbild des ganzen französischen Gesellschaftskörpers.

Was die handgreifliche Unsittlichkeit und Gemeinheit anbetrifft, so hat diese auf den heutigen Pariser Theatern jedenfalls mehr Terrain und Bürgerrecht gewonnen, als ihr jemals und zu irgend einer Zeit auf denselben zugestanden gewesen. Das Vaudeville durfte sich sonst wohl in Schlüpfrigkeiten und Zweideutigkeiten aller Art gefallen, aber die lichterloh brennende Zote, wie sie aus einigen neueren Stücken uns entgegenschlägt, war durch einen Geschmack, der unter allen Umständen die Grazie festzuhalten suchte, ver-

bannt. Das Pariser Theaterpublikum hat aber diese Schwenkung ungemein zuvorkommend begünstigt, denn selten sahen wir ein Publikum sich in einem tolleren und vergnügtern Gelächter ausschütten, als wenn im Theater du Vaudeville „l'hiver d'un homme marié" gegeben wird. Dies Stück, das den Herren Brisebarre und Nyon seinen Ursprung verdankt, übersteigt in schmutzigen Combinationen und gemeinen Pointen die Gränzen alles Möglichen und Darstellbaren.

Bei getheiltem Bühnenraum sieht man gleichzeitig in die Geheimnisse eines jungen eben vermählten Ehepaares und eines andern, das schon durch Zeit und Gewohnheit gegen einander erkältet worden, hinein. Die beiden Paare neben einander reizen und stimmen sich gegenseitig durch das Geräusch und Bettstellen-Geknarre, welches das eine vom andern nachbarlich vernimmt, und das alte Ehepaar, das sich augenblicklich durch eine Verstimmung entfremdet war, sucht sich jetzt an den Gluthen des jungen Paares zu befeuern. Es kommt zu vollständigen Auskleide-Scenen, man geht vor den Augen des ganzen Publikums völlig ungenirt zu Bett, und entwickelt eine so vollendete physische Harmlosigkeit der Sitten, daß man fast einen in Scene gesetzten Katechismus für Neuvermählte vor sich abgespielt zu sehen glaubt. Es fehlt nicht viel,

daß die Ehe-Mysterien sammt und sonders vor dem Zuschauer zur activen Darstellung gebracht würden, aber etwas Aehnliches geschieht allerdings, und einen Glanzpunkt des Vaudeville bildet ein Zank zwischen den beiden jungen Eheleuten, die, nachdem sie sich in den Alkoven entfernt, im heftigsten Streit über das Geschlecht ihres künftigen Kindes wieder hervortreten. Statt aller Kritik, muß man sich hier darauf beschränken, die unendliche Harmlosigkeit zu bewundern, mit welcher das Pariser Publikum sich an den greifbarsten Unanständigkeiten ergötzt. Man glaubt fast, einem Spiel der Wilden zuzusehen, die zur Feier einer Hochzeit in ihrem Stamme alle ihre barbarischen Gebräuche und Ceremonien zu einem Feststück zusammengestellt haben.

Nicht minder ekelhafte Scenen in geschlechtlicher Hinsicht bietet eine andere Neuigkeit des Theater du Vaudeville „La Dame de trefle“ verfaßt von den Herren Royer, Vaez und Narrey, eine höchst unsaubere dramatische Dorfgeschichte, in der mit der größten Lascivität zugleich ein crasser Aberglauben, welcher die unteren Volksklassen in Frankreich mehr als anderswo beherrscht, sich verbindet. Auch „Madame d'Ormesson s'il Vous plait,“ von Albert Monnier und Ed. Martin, ist, ohne im Speciellen besonders unsittlich zu sein, eine der leichtfertigsten Bluetten, womit man

nur ein Theaterpublikum unterhalten kann. Die Frivolität besteht hier in der Situation, in der sich ein junger Mann auf gut Glück bei zwei Damen einführt, denen er auf der Straße nachgegangen und die, mit kecker Laune sich an seiner Zudringlichkeit belustigend, ihm mittheilen, daß die Eine von ihnen verheirathet, die andere aber eine junge Witwe ist. Welche aber Diejenige sei, die mithin seinen dringenden Anträgen allenfalls Gehör schenken könnte, wird ihm nicht mitgetheilt, und es entsteht nun seinerseits eine galante Katzbalgerei, um die Rechte unter ihnen für sich ausfindig zu machen. Dieser Kampf, bei dem es sich nur um lauter frivole Pointen handeln kann, wird ebenso trivial durch die Ausplauderei der Kammerjungfer entschieden, worauf der mit Erhörung aufgenommene Heirathsantrag erfolgt. Um die liederliche Piece zum Schluß noch wenigstens einigermaßen auf den Anstand zurückzuführen, erzählt der junge Mann, daß er die Dame schon seit langer Zeit geliebt und aus den Briefen ihres verstorbenen Gatten, den er gekannt, zuerst lieben gelernt habe, worauf er sich geschworen, sie besitzen zu müssen.

Einen ausschließlich moralischen Maaßstab an die Kunst zu legen, wird heute Niemanden mehr einfallen, und jede lediglich aus diesem Standpunkt geschöpfte

Verurtheilung der heutigen Produktionen Frankreichs in Literatur und Theater würde als ungerechtfertigt zurückgewiesen werden können. Es handelt sich aber bei diesen Erscheinungen nicht blos um eine Verletzung der gesellschaftlichen Moral, sondern mit derselben zugleich um ein Attentat auf diejenige sociale Ordnung und Wohlanständigkeit, die schon wegen der Reinlichkeit der Häuser und Familien nicht preisgegeben werden kann, und an der man nicht blos im Reich der Kunst, sondern auch bei Gesellschaftsreformen jeder Art festhalten müßte.

Literatur und Theater sind bei den Franzosen seit einigen Jahren so stark und in einem so zunehmenden Grade von dem Pesthauch der Prostitution durchzogen, daß die entschiedenste Abwehr gegen diese Richtung bald als eine sociale Lebensfrage erscheinen dürfte, um so mehr da auch wir Deutsche uns wieder eifriger als je von dem Abhub der fremden Tafeln zu nähren anfangen. Nachdem die Kämpfe eines Lessing gegen die Ueberwältigung Deutschlands durch französische Afterkunst fast schon in das Reich der Mythe zurückgetreten sind, hat die französische Produktion plötzlich wieder einen so massenhaften Vorsprung bei uns gewonnen und ist in die deutsche Lektüre und auf das deutsche Theater so überschwemmend vorgedrungen,

daß eine Rückwirkung auf die ideellen und ethischen Anschauungen davon unvermeidlich sein wird.

Im Bereich des Theaters ist es zum Theil die allverbreitete Idiosynkrasie der Intendanturen gegen die einheimische deutsche Produktion, wodurch diesem verderblichen Unwesen der weiteste Vorschub geleistet wurde. Die literarische Polizei in Deutschland empfängt aber jetzt ihre Bestrafung dafür, daß sie, die früher einen inquisitorischen Verfolgungsgeist gegen Bücher und Autoren an den Tag legte, mit deren sittlicher Bedeutung wenigstens auf dem polizeilichen Wege nicht fertig zu werden war, jetzt sich von einem wahren Unflath französischer Prostitutions-Romane und Demi-Monde-Komödien umringt sieht, durch den sie nicht mehr den Muth zu haben scheint, sich siegreich hindurchzuarbeiten.

Das schwindsüchtige Hüsteln der Pariser Courtisane, deren eklen Auswurf auch die deutsche Bühne so begierig aufgenommen, scheint übrigens, gleich der französischen Revolution, die Tour du monde antreten zu wollen. Die neue Verdi'sche Oper: La Traviata (die Gefallene), die kürzlich auch in London zur Aufführung gekommen, verbreitet diese gräuliche Species schon mit Hülfe der italienischen Musik weiter, und sucht die kranken und übelriechenden Ausdünstungen

der Dame aux Camélias (die den Operntext hergegeben) mit koketten Melodien zu verschmelzen.

Ehe dieser Scandal in Frankreich auf die Bühnen gelangte, ist er in der Literatur und namentlich im Feuilleton vollständig vorbereitet und ausgetragen worden. Die Prostitution in ihrer Vermischung mit den gesunden und edleren Theilen der Gesellschaft ist das eigentliche Thema des französischen Romans geworden, der dasselbe in den verschiedensten Variationen unaufhörlich darzustellen weiß und keine anderen Helden mehr hat als charakterlose Wüstlinge, zweideutige Frauen und prostituirte Mädchen. Eugène Sue, der in den Mystères de Paris diese Schicht der Gesellschaft ebenfalls in allen ihren Untiefen durchmessen, hat in derselben den polizeilichen Gesichtspunkt, der dabei der einzig entscheidende ist, nicht minder walten lassen als den social reformatorischen. Eugène Sue gilt darum schon für altfränkisch gegen den jüngern Dumas, den Meister des neueren Genres, in dem mitten unter diesem schlechten liederlichen Leben, das darin dargestellt wird, unbegreiflicher Weise weder von Criminal- und Medizinal-Polizei, noch von Gesellschafts-Reformen mehr die Rede ist.

Das eigenthümliche Kennzeichen dieses neuen Genres, wie man es wohl nennen kann, besteht viel-

mehr darin, daß die Prostitution rein als Modesache behandelt wird und in dieser Eigenschaft mit der glänzenden Macht, die jeder Mode eigen ist, und gegen welche es keine Appellation an Vernunft, Sitte und Schicklichkeit giebt, alle Klassen zu durchschreiten und alle Klassen miteinander zu verbinden anfängt. Diese Richtung der neuesten französischen Literatur hat sich in einer Weise ausgebildet, die eigentlich kaum noch als frivol bezeichnet werden kann, indem sie das, was sie darstellt, nicht als einen Gegensatz gegen die bestehende Ordnung und Sittlichkeit der Gesellschaft, sondern als eine in der Gewohnheit und Berechtigung jedes Individuums liegende Lebenseinrichtung aufgefaßt sehen will.

So schildert Henry Murger in den vielgelesenen Scènes de la vie de Bohême den das moderne Zigeunerthum repräsentirenden Lebenskreis umherschweifender Literaten und Künstler, in dem zugleich die Haushaltung mit prostituirten Frauenzimmern ein bestimmtes Element bildet und als Etwas, das auf vollständige sittliche und sociale Geltung Anspruch machen kann, geschildert wird. Es wird in den Schilderungen dieses Lebens und Treibens auch dem Publikum gegenüber eine Freiheit beobachtet, die um so mehr in Erstaunen setzen muß, als man nach der ungeheuern

Verbreitung dieser Produktionen doch anzunehmen hat, daß sie in allen Kreisen und nicht bloß an solchen Orten gelesen werden, die bereits der sittlichen und socialen Gesetzlosigkeit eingestandenermaßen verfallen sind.

Die üppige Romanliteratur des achtzehnten Jahrhunderts, die Liaisons dangereuses, der Chevalier Faublas, der Paysan perverti, die Contemporaines und wie die Matadore dieser Gattung alle geheißen haben mögen, kann insofern noch auf eine gewisse Moral Anspruch erheben, als die darin dargestellten Schlüpferigkeiten, Zweideutigkeiten und Zoten von vornherein als solche aufgetischt werden und grade im frechen oder listigen Gegensatz zu der sittlichen Lebensordnung (die dadurch eher bestätigt und anerkannt als negirt wird) ihren Effekt suchen.

Das neue literarische Genre der Franzosen ist aber über alle zweideutigen Pointen längst hinaus, denn an einem erklärt liederlichen Orte giebt es keine Zweideutigkeiten mehr, und die gemeinsten Verhältnisse treten darin als typische Formen auf, die von diesen Romanciers mit allem Behagen, zum Theil mit einer wahren poetischen Hingebung geschildert werden.

Den Culminationspunkt solcher Schilderungen hat Alexander Dumas fils neuerdings in dem Buch la Vie à vingt ans erstiegen. Er muthet uns darin

das Interesse für einen jungen Menschen zu, der die Debauche auf allen ihren Stufen und mit jeglichen Nüancen durchmacht, und Abenteuer und Schicksale aller Art erlebt, die, je nachdem er mit der anständigen Frau, die heimlich ausschweift, mit der Grisette, der Nätherin und der Tänzerin zu thun hat, charakteristisch sind. Die Weiblichkeit selbst wird darin auf den verschiedenen Stufen, auf denen sie sich in ihrer heutigen modernsten und ächt französischen Entwickelung darstellt, mit einer in alle Details eingehenden, physiologischen Charakteristik abgehandelt, und dabei eine tiefe Kenntniß des einschlägigen Materials mit einer Meisterschaft in der Darstellungskunst bewiesen. Das Lascivste wird darin gewissermaßen zu seinem Recht gebracht, indem es als ein vollkommen Berechtigtes sich gebärdet, und mit einer Naivetät, als könne es gar nicht anders sein, seine Existenz behauptet.

Wenn man den merkwürdigen Umstand betrachtet, daß in den heutigen französischen Romanen und Komödien fast keine anständige und tugendhafte Frau mehr auftritt, sondern nur noch zweideutige und prostituirte Frauenzimmer das Element der Weiblichkeit in der Dichtung vertreten, so muß man etwas mehr darin erblicken als bloß den willkürlichen Hang des Poeten

selbst oder seine eigene verwilderte Anschauung, welche ihn allen Idealen der Weiblichkeit entfremdet habe.

Es liegt vielmehr ein um Vieles weitergreifendes sociales Symptom darin, welches darauf zu deuten scheint, daß die Stellung der Frauen in der Gesellschaft im Begriff ist sich zu verändern und in ein neues Stadium überzutreten.

Die Putzsucht und die Toilettenkünste, wie sie heut in Schwung gekommen, haben schon Alles dazu gethan, um die Erscheinung der heutigen Frau lediglich in den Rahmen eines zweifelhaften Moden- und Sittenbildes zu fassen. Eine besondere Eigenthümlichkeit dieser Erscheinung ist heut in Frankreich jene kunstvolle Malerei, welche sich nicht mehr mit der bloßen Auflegung von Schminke begnügt, sondern mit einer weit umfassenderen Technik ein besonderes Verfahren einschlägt, um durch planmäßig angebrachte Striche und Punkte (neuerdings auch mit höchst wirksamer Anwendung von Belladonna) den Ausdruck des Gesichts zu erhöhen, und sogar einzelnen Theilen, wie den Augen, einen ganz anderen Schnitt zu verleihen. Bei dieser letzteren Arbeit ist es besonders darauf abgesehn, den Schnitt des mandelförmigen Auges zu erzielen, der durch das künstliche Malen eines schwarzen Striches an den Augenecken mit dem glücklichsten Effekt heraus-

gebracht wird. Es verbindet sich damit auch ein der ganzen Physiognomie entsprechendes Bemalen der Augenbrauen, um aus dem lebendigen Menschenbilde eine neue, dem Farbentopf abgewonnene Schöpfung der Phantasie und der Intrigue zu machen. Auch hierin hat sich in Frankreich neuerdings die anständige Frau mit der geschäftemachenden Femme du monde zu begegnen angefangen und beide haben, der Fortschritte und Vortheile der Mode sich gleichmäßig bemächtigend, gewissermaßen gemeinschafliche Sache gemacht, um ihren Körper ganz nach Wunsch und Bedarf in ein Instrument der Gefallsucht und der Berechnung zu verwandeln.

Es stellt sich auch hier die Annäherung der beiden äußersten Pole der Gesellschaft, der Tugend und des Lasters, zunächst aus der Pointe dar, daß der äußere Anschein es nicht mehr möglich macht, die geschminkte, durch alle möglichen Ingredenzien verfälschte und vergiftete Frau, die in dem weitausgebauschten Crinoline und mit der Industrie aller Länder und Völker behangen über die Straße stolzirt, von der auf Abenteuer und Beute ausgehenden Courtisane zu unterscheiden. In Paris hängt damit zugleich die eingetretene Veränderung zusammen, daß die Damen, die sonst für die Straße nur eine ganz einfache und rein praktische Toilette machten, jetzt auch hier in dem anspruchsvollsten und

luxuriösesten Aufzuge sich zeigen, und dadurch auch auf der Straße mehr wie je eine öffentliche Geltung und Wirkung zu erstreben scheinen. Die kostbarsten Seiden- und Atlasstoffe werden lang herunterhängend durch den breiigen Koth des macadamisirten Pflasters hindurchgeschleppt, was zunächst auch den ungeheuren Resultaten der heutigen Industrie beizumessen ist, welche jene Stoffe für einen Preis liefert, für den früher kaum die allergewöhnlichste Damen-Toilette zu bestreiten war.

Wenn die Putzsucht und die Toilettenkünste heutzutage den Körper der Frau mehr und mehr zu einem Industrieprodukt gemacht haben, so konnte diese der Richtung der Epoche entsprechende Industrialisirung der Weiblichkeit auch ihren Einfluß auf Geist, Gemüth und Sitte der Frau nicht verleugnen.

Die eigenthümliche ideelle Bedeutung des Weibes, welche durch die modernen Entwickelungen der Literatur und Gesellschaft wesentlich ausgebildet und getragen worden, droht von Neuem wieder verloren zu gehen und in einen bloßen materiellen Existenzschwindel der Frau überzuschlagen. Die Frau, ausschließlich dem Luxus verfallend, wird dann auch mit ihrer herausgeputzten Person nichts als eine Luxussache, die nach dem materiellen Bedürfniß der Gesellschaft verbraucht wird und dadurch in eine Position eintritt, in der es

nur noch darauf ankommt, Wirkungen zu machen, und zwar Wirkungen, die eben so leicht zu Geschäften werden können.

Nach einer Periode, in welcher die socialistische Spekulation und die darauf gegründete Romanpoesie einer George Sand die gesellschaftliche Stellung der Frau einer so leidenschaftlichen und idealistischen Debatte unterzogen haben, kann der heutige ganz industriell gewordene Begriff der Weiblichkeit nur als ein merkwürdiger Abfall und als eine geistige und sittliche Heruntergekommenheit erscheinen. Die weibliche Bildung fängt überhaupt an, ihre geistige Grundlage wieder zu verlieren, die sie sich kaum in der modernen Gesellschaft erworben hatte, und Gestalten, wie Madame Récamier, Frau von Staël, George Sand werden auf der veränderten Basis nicht so leicht hervorgehen.

Die Epigonen der genialen Weiblichkeit in Frankreich, wie Frau von Girardin (Delphine Gay), machten schon fast den Eindruck von Demi-Monde gegen das persönliche und geistige Vollblut ihrer Vorgängerinnen. In den Romanen der George Sand beginnt aber schon das Courtisanenthum mit einem eigenthümlichen philosophischen Anstrich sich zu zeigen, indem es sich mit einer socialistischen Märtyrer-Miene metaphysischen Grübeleien über die Stellung der Geschlechter und

über die übervortheilte Position der Frau ergiebt. Die Ansprüche des Courtisanenthums an die Gesellschaft dringen aus diesen Romanen schon mächtig in den Vordergrund, aber die Wirkungen einer späteren rein industriellen Zeit haben hinzutreten müssen, um der Courtisane die größte sociale Genugthuung zu bereiten, die ihr bisher in der modernen Welt widerfahren, indem die Frau der tugendhaften und anständigen Position mit der Courtisane auf eine und dieselbe Stufe hinaus tritt. Diese äußerst vortheilhafte Genugthuung für die Courtisane beginnt aber schon da, wo in der anständigen Welt die Ehe nur noch aus finanziellen Rücksichten geschlossen wird, wodurch auch die tugendhafte Frau nicht anders als in der Situation erscheint, sich leiblich und geistig zu verkaufen.

Jene halbschlechtige, durch den verhängnißvollen Fäulnißfleck stigmatisirte Gesellschaft der demi-monde würde aber von der französischen Komödie nicht mit solchen Erfolgen, und unter einem so schreckenerregenden Interesse des Publicums, haben aufgenommen werden können, wenn sich nicht damit zugleich ein Element bezeichnete, welches in Frankreich bereits mehr und mehr in die Mitte der socialen Welt vorgedrungen ist und den sittlichen Gesellschaftsvertrag in seinem ganzen Fundament umzuwälzen droht.

Die Hochstellung des geistigen Begriffs der Weiblichkeit wird aber stets die moderne Literatur auf allen ihren Stadien eigenthümlich charakterisiren. Der sichtliche und allseitige Verfall der französischen Literatur unter dem heutigen Kaiserreich kennzeichnet sich auch wesentlich durch dieses Verhältniß.

Sollte die Stellung der Frauen in der Gesellschaft wieder einen vollständigen Rückschritt machen, wozu sie allerdings in Frankreich bereits den entschiedensten Anlauf genommen, so würde dies zugleich einen Niedergang der allgemeinen Civilisation zu bedeuten haben. Bei den alten Völkern konnten die Zustände zwar auf ihrer geistigen und sittlichen Höhe sich erhalten, obwohl die Frauen bei ihnen in dem Gynaikeion abgesperrt waren und sich nur in einzelnen Ausnahme-Erscheinungen, die aber schon über die Norm der Gesellschaft, zum Theil auch über die Sitte hinausschritten, an den Interessen des Geistes, der Bildung und des Staats betheiligten. In den modernen Zeiten haben sich aber Cultur und Sitte wesentlich mit der gesellschaftlichen Stellung der Frau ineinsverbunden, und wenn die Frau aus diesem tiefinnerlichen Zusammenhang des modernen Lebens wieder ausscheidet, so reißt damit auch ein organisches Band entzwei, durch welches das Ganze der Gesellschaft bisher gehalten worden.

In der weiblichen Natur ist allerdings eine Veränderung eingetreten, die nicht anders als folgenreich und verhängnißvoll werden kann. Diese Veränderung wird innerlich zuerst dadurch bezeichnet, daß die Frau angefangen hat, von den geistigen Grundlagen der Bildung abzutreten und ihre Bedeutung in der Gesellschaft nur noch durch das sinnliche und materielle Außenwesen zu bezeichnen. Putzsucht und Luxus sind die Fahne, unter welcher die Frau in eine neue Aera ihrer modernen Existenz einziehen zu wollen scheint.

Auf das ideale Stichwort der Emancipation, welches eine frühere hochstrebende Epoche im Zusammenhange geistiger und socialer Entwickelungskämpfe ausgespielt, hat die Frau selbst durch eine geistige Heruntergekommenheit ohne Gleichen geantwortet. Die souveraine Damenhaftigkeit, die durch Steifrock, Hängehut und Spitzen schon eine höhere, dem Mann überlegene Stellung beanspruchen zu können glaubt, ist der eigentliche Zeittypus des weiblichen Geschlechts geworden, und darin hat auch das ganze Maaß der heutigen Frauenbildung sich zu begränzen angefangen.

Der sinnige Zusammenhang, in dem gebildete Frauen noch vor einem Jahrzehnt mit allen Interessen des Geistes standen und durch den sie mit der wunderbaren nervösen Elasticität der weiblichen Natur oft

einen Einfluß auf die Entwickelung der Literatur und selbst der Studien gewonnen, ist verloren gegangen. Ihr Rückmarsch ins Gynaikeion würde unter diesen Umständen vielleicht der Gesellschaft die ersprießlichsten Dienste leisten, und dieselbe von der gefährlichen Einwirkung leerer, aufgeblasener und eitler Geschöpfe befreien, die nur noch den gröbsten Materialismus der gesellschaftlichen Zustände befördern helfen, und der Wiedergeburt des Lebens durch Natur, Geist und Wahrheit mit ihren mächtigen Waffen widerstreben. Ausnahmen, die dem Gynaikeion das Recht auf sich streitig machen, würden sich immer, wie in alter Zeit, glänzend und unabweislich genug geltend machen.

Die moderne Frau hat aber auch schon in dieser ihrer neuen Aera merklich aufgehört, Talente zu entwickeln, die sonst so reichlich und vielseitig auf dem Blüthengrunde des weiblichen Lebens emporstiegen. Wir reden hier nur von Frankreich, wo bedeutendere künstlerische Talente der Frauen immer seltener werden, während in diesem Lande sonst der weibliche Genius recht eigentlich den geistigen Heerd des Nationallebens behütete und die schönsten Flammen desselben entzündete.

Die Natur der Französin besteht in einer ungemein feinen und eigenschaftsvollen Substanz, die sich

durch die wunderbaren Wirkungen, welche sie aus sich entließ, zugleich zur Herrschaft in der Gesellschaft berufen glaubte, und diesen Beruf auch stets mit den glänzendsten Erfolgen ausübte. Die Geschichte der französischen Gesellschaft war in ihren bedeutendsten politischen, socialen und geistigen Momenten zugleich die Geschichte der französischen Frauen. Die Galanterie wurde in Frankreich ein Begriff, der nicht bloß in der Convention der romantischen Zeiten sich ausbildete, sondern die unwiderstehliche Form war, in welcher die ausgezeichneten productiven Eigenschaften des französischen Weibes die Anerkennung ihrer Herrschaft festgestellt hatten.

Nach der Umwandelung der Frau in ein bloß materielles Modeproduct, das nur noch die Wirkung der von ihr getragenen Stoffe und Muster ausübt, werden auch die Gesetze der Galanterie bald für altmodisch und umgestoßen gelten können, und eine Erschütterung derselben ist schon jetzt in vielen Beziehungen sichtbar. Die vorzugsweise Höflichkeit und Ritterlichkeit gegen die Frauen wird bald nicht mehr einer zurückgeschrittenen Civilisationsstufe entsprechen, auf welcher nur noch die äußerlichste Erscheinung und Bekleidung des weiblichen Geschlechts in Betracht kommt

und das Weib selbst nicht mehr anders denn als materieller Luxusartikel der Gesellschaft existirt.

Wenn die allgemeinen Zustände, die in Frankreich dies Phänomen hervorgetrieben haben, auch in andern Ländern weiter eingedrungen sein werden, wird man dieselben Wirkungen in der Nähe anschaulicher betrachten können. Die moderne Gesellschaft hängt aber in allen ihren Grundelementen zu innig mit der geistigen und sittlichen Bedeutung der Frau zusammen, als daß der gänzliche Verfall dieser Bedeutung, wie er sich in Aussicht gerückt hat, nicht mit einer hereinbrechenden Barbarei, jedenfalls aber mit einer bevorstehenden Auflösung der Gesellschaft gleichbedeutend erscheinen sollte.

Bemerkenswerth erscheint auch bereits der Umschlag, den einige in Frankreich zurückgebliebene Häupter der socialistischen und communistischen Theorieen hinsichtlich ihrer Ansicht von den Frauen an den Tag gelegt haben. Während von dieser Seite her einst die Emancipation der Frauen mit leuchtender Schrift auf die Fahne gesetzt war, und man darin den Kern der gesellschaftlichen Wiedergeburt ergreifen zu müssen glaubte, haben die Socialisten und Communisten, wo sie sich jetzt noch in Frankreich regen, die Frau gänzlich aus dem Spiele gelassen und ihr die principielle Stelle

im System abgesagt. Soviel man neuerdings von den socialistischen Manifesten der „Marianne" vernommen, spielt die Theorie der Frauen-Emancipation darin keine Rolle mehr. Die materielle Eigenthumsfrage hat heut jede socialistische Spekulation überwachsen und namentlich alle ideellen und geistigen Spitzen derselben zugedeckt.

So haben sich selbst Männer, wie P. J. Proudhon, der Verfasser von „Qu'est-ce que la propriété", der einst mit eiserner Kraftlogik die Hauptangeln der communistischen Speculation drehte, neuerdings zu den Anschauungen des römischen Rechts über die Familie und das weibliche Geschlecht bekannt. In einem Lesecabinet des Palais royal kam mir der „Courrier de Marseille" zu Gesicht, ein Blatt, das man sonst eben nicht liest, in dem aber, ich weiß nicht mehr aus welcher Veranlassung, Stellen aus einem Briefe, welchen Herr Proudhon über die Ehe geschrieben, abgedruckt standen. Der ehemalige Buchdruckergesell aus Besançon, der vom Communismus des Naturkindes jetzt zu einer crassen Rechtstheorie sich hinübergeschlagen zu haben scheint, begründet seine neuen Anschauungen zunächst auf eine Verfluchung aller Theorieen der Saint-Simonisten, der Fourieristen, der Humanitäre, die er mit ziemlich dreister Stirn für die Schande

des Jahrhunderts und den eigentlichen Krebs des Socialismus erklärt. Er weist alle Träumereien von Frauenemancipation als unsinnig und unheilvoll zurück, und spricht der Frau nicht nur jedes Recht auf politische Initiative ab, sondern will sie auch auf eine rein juristische Weise in dem Organismus der Familie festgehalten seyn, welche letztere nur noch durch die unbeschränkte Souverainetät des Familienhauptes bestimmt werden soll. Die Frau wird dann nur ein Werkzeug des Willens des Familienvaters, und hilft, an seine Autorität unablöslich gebunden (denn auch der Ehescheidung tritt der ehemalige Communist wenigstens im Prinzip entgegen) durch Mutterfreuden und häuslichen Sorgen die Aufgabe der Familie erfüllen. Von einer eigenthümlichen und selbstständigen Geltendmachung des weiblichen Lebens kann dabei nicht mehr die Rede sein, und die Frau, an diesen Felsen des juristischen Ehebegriffs angeschmiedet, wird ferner nicht der Gegenstand und Anhaltspunkt speculativer Träumereien und gesellschaftlicher Wiedergeburtsgelüste sein.

Für die Signatur des Tages ist dieser Umschlag in den Ideen eines der ersten Communisten Frankreichs gewiß von besonderer Wichtigkeit. Hat die französische Weiblichkeit selbst durch ihre neumodische Materialisirung bereits so entschieden Banquerott gemacht, daß

sich keine ideelle Bewegung der Gesellschaft mehr an sie knüpfen läßt, und vielmehr der sittlichen und geistigen Verwilderung, die von Seiten des weiblichen Geschlechts selbst herandroht, ein festerer Damm als je in dem Bollwerk des alten römischen Familienbegriffs entgegengestellt werden muß? Erfordern es bereits die Sitten des heutigen Frankreichs, daß das Familien-Oberhaupt wieder mit der ihm sonst zugestandenen Macht über Leben und Tod bekleidet wird, um über Frau und Kinder die eiserne Zucht zu schwingen, und auf diesem Wege die Möglichkeit einer Reform der öffentlichen Moral zu begründen? Oder beabsichtigt der umgeschlagene Communist, sich in den Rath Napoleons III. zur Entwerfung eines neuen Civil-Codex für die Franzosen einzudrängen? Es ist Autodidakten stets eigen gewesen, daß sie sich zu Weltregierern oder wenigstens zu deren Helfershelfern gerade für gut genug halten. Proudhon konnte schon früher dem Gelüste nicht widerstehen, sich das napoleonische Programm einzuimpfen und sich dadurch zum imperialistischen Staatsphilosophen zu stempeln, wodurch er wenigstens eine Duldung im Dunstkreis der kaiserlichen Sonne sich gewinnen konnte. Aber die Gedanken-Experimente, die er seitdem in rhapsodischen Schriften und fliegenden Blättern angestellt, haben ebenso wenig dazu beigetragen,

den Napoleonismus zu einem Ideen-System auszubilden oder ihm nur einigermaßen die Anwartschaft auf einen wirklich in ihm lebenden, consequenten Gedanken-Zusammenhang zu ermitteln.

Napoleon III. erklärte sich selbst für einen Parvenu, als er seine Vermählung mit der jetzt seinen Thron theilenden Kaiserin Eugenie den Spitzen des Staats anzeigte, indem er es damit als eine seiner Stellung angemessene Handlung bezeichnen wollte, daß er nicht um eine der dynastischen Prinzessinnen Europa's freien gegangen, sondern die Dame seines Herzens, eine schöne lebensvolle Spanierin, wenn auch aus vornehmem und hohem Geblüt, doch den europäischen Höfen gegenüber nur eine romantische Privatperson, an seine Seite berufen habe. Die Parvenuschaft spielte also im heutigen französischen Kaiserreich auch nach dieser Seite hin eine Rolle, wie sie überhaupt alle gesellschaftlichen Zustände in Paris eigenthümlich und grell zu färben angefangen. Die Kaisergunst und die Agiotage haben auf zwei verschiedenen Punkten, die aber oft sehr merkwürdig zusammengefallen sind, neue vornehme und mächtige Herren in der pariser Gesellschaft entstehen lassen, deren Rang und Ansehn sich zum Theil auch wie ein Geschäft auf Zeit ausnehmen.

Dies den Ton des Tages angebende Parvenuthum

mußte namentlich in den mittleren und höheren Klassen auch auf die Stellung des weiblichen Geschlechts wesentlich zurückwirken. In der ebenso glänzenden als unsichern Sphäre der Emporkömmlinge mußte auch die legitime Würde der Frau leiden. Die Sucht, zu scheinen und Gewinn zu realisiren, deckte mit ihrem Tumult und ihrem Staub vor Allem die ideale Bedeutung des Weibes zu, und es würde bei der athemlosen Hast, mit der (da sich die Conjuncturen morgen vielleicht schon geändert haben können) nach augenblicklichem Genuß und Vortheil gestrebt wird, nur als eine Zeitvergeudung erscheinen, wenn man den Rücksichten auf eine höhere sociale und geistige Bestimmung des weiblichen Geschlechts noch irgend einen Raum im Leben offen lassen wollte.

Die Frau wird heut für die materielle und industrielle Situation des Tages verbraucht, und hat sich diesen Zwecken bereits mit der ganzen weiblichen Gewandtheit und Lebenskunst gefügt. Die Musen und Grazien, welche sonst die Lieblingsgäste im Boudoir der Frau waren, scheinen dort bereits mit dem Courszettel, den Schmink- und Farbentöpfen und dem Crinoline in einen lebensgefährlichen Conflict gekommen zu sein, und haben es vorgezogen den Platz zu räumen. Die Dichter haben in den Frauen ihr bestes Publikum

verloren, denn auf jene heilige und tiefinnerliche Andacht des weiblichen Gemüths für die Kunst ist nicht mehr zu rechnen, und damit sind gewisse Blüthenpunkte der Dichtung, die mit dem idealen Sinn der Frau sich am bedeutsamsten vermählen konnten, vertrocknet. Haus und Salon sind dadurch geistig verödet, und man kann in denselben vor den weitausgebauschten Röcken der Damen und vor den prächtig strahlenden Luxusmöbeln nichts Anderes mehr erblicken und auffassen.

Die Natur der Französin wäre an sich nicht für diese Verflachung geeignet, da sie fast auf allen ihren Lebensstufen Geist und Charakter als hervorstechende Eigenschaften zeigt. Aber der geistigen Begabung der Französin, die eine unleugbare in allen Rangklassen ist, stehen auf der andern Seite zugleich ihre Gefall- und Gewinnsucht mit einer specifischen und eigentlich Alles entscheidenden Kraft gegenüber. Die Koketterie der Französin ist eine Koketterie des Verstandes, die durch eine wunderbare und thatkräftige Bemeisterung der Situation, in der sie wirken will, glänzt und siegt. Ein stählernes Verstandes-Element durchdringt den Liebreiz der Französin, und stellt alle ihre Vorzüge beständig wie zu einer kriegerischen Schlachtreihe auf, bei der es sich um einen unwiderstehlichen Angriff auf

Alle, die in ihre Schußweite treten, handelt. Dies weibliche Verstandes-Element, das mit der Strategik zugleich das liebenswürdigste Schauspieler-Talent verbindet, wird dabei auch durch eine Menschenkenntniß unterstützt, die nicht durchdringender und gefährlicher sein kann.

Die Französin wird stets um so mehr können, was sie will, als sie, wie herausfordernd auch immer die sinnlichen Elemente ihrer Persönlichkeit sind, in sich selbst gar keine Ueppigkeit trägt, und sie dem Uebermaaß und den Verlockungen derselben nicht so leicht erliegen wird. Die Herrschaft des französischen Weibes wurzelt zugleich in ihrer eigenen Selbstbeherrschung, mit der sie ihren Leidenschaften das: bis hierher und nicht weiter! gebieten kann, indem sie das Steuerruder ihrer Sinne stets vorsichtig und klug in der Hand behält, und mit ihren stolzen Reizen keine Segelfahrt unternimmt, bevor nicht die Richtung derselben nach Karten und Plänen festgestellt worden. Wenn die Französin Verstand aber keine Ueppigkeit, Gefühl aber keine Leidenschaft besitzt und darum den gluthvollen nordischen Nationen gewöhnlich kalt und abstoßend erscheint, so hat sie dagegen das Sentiment, das ihr ganzes Wesen eigenthümlich behaucht, und ihr oft schlimmere Streiche spielt, als den deutschen und

englischen Frauen der ganze Sturm ihrer Leidenschaftlichkeit. Die Sentimentalität bildet bei der französischen Frau einen Theil ihrer Koketterie, aber zumeist derjenigen Koketterie, welche sie mit sich selbst treibt, und bei der sie sich in einer gewissen überwallenden Fluth ihrer Gefühle besonders schön und liebenswürdig vorkommt. Diese Sentiments sind ein ungemein feines und duftiges Parfüm der französischen Weiblichkeit, und hängen mit einer gewissen Eindrucksfähigkeit und Rührung zusammen, das besonders der Natur gegenüber und bei Ereignissen in der Familie leicht entsteht. Wenn man es aber sehr ernsthaft nimmt, ist doch auch hier nur die Virtuosität der Phrase im Spiel, die im Munde der Französin noch eine ganz besondere Zauberwaffe abgiebt, und in den weichen Lauten der Empfindsamkeit, bethaut von dem Schmelz des ausdrucksvollsten Augenspiels, auf den süßesten Effect abzielt.

Der französische Nationalcharakter repräsentirt sich eigentlich vorzugsweise und ganz specifisch in den Frauen. Es ist dies kein Paradoxon, sondern eine Anschauung aus dem täglichen Leben, welche sich überall im Verkehr und in der Gesellschaft durch tausend individuelle Züge bestätigt erblicken läßt. Jenes mathematisch berechnende Verstandes-Element, das den

romanischen Nationen eigenthümlich angehört, wird bei den französischen Frauen nicht nur zum Organ ihrer Koketterie und Intrigue, sondern sie haben darauf auch ihre unbestreitbare Herrschaft im französischen Leben zu begründen gewußt. In Frankreich würde die Umkehrung der Lebens- und Berufsweisen der Geschlechter durchzusetzen sein, wenn mit einer socialen Komödie dieser Art dem ursprünglichen Einsetzungsact der Natur überhaupt Hohn zu sprechen wäre. Der französische Mann ist zwar an sich tapfer, energisch, charaktervoll, aber er trägt auch sehr viel weichliche Eigenschaften, und namentlich eine überwiegende persönliche Eitelkeit in sich, durch welche er leicht unter die Botmäßigkeit des Weibes gebracht werden kann. Der Franzose ist von einer gewissen männlichen Koketterie nicht freizusprechen, die ihm in dem ganzen Ausdruck seiner Persönlichkeit eine anspruchsvolle Manierirtheit giebt. Aber er ist kokett aus Eitelkeit und Anmaßung, um sich als Individuum die glänzendste persönliche Geltung zu sichern, während die Französin kokett ist, um bestimmte Zwecke und Vortheile zu erreichen und die unbedingte Herrschaft in ihrem Kreise zu behaupten.

Die außerordentliche Thatkraft der Französin, die zugleich mit überlegenem Geist in allen praktischen Dingen mitzuwirken, oft sogar den Ausschlag zu geben

weiß, hilft ihr dazu, die weibliche Machtposition gewissermaßen gediegen zu begründen. Die Natur selbst hat kein Bedenken getragen, in die verführerische Organisation der Französin einige männliche Nüancen zu verlegen, die aber nur zur Verstärkung ihrer Reize und ihres Einflusses dienen. Die kleine, zierliche, schlanke Gestalt der Französin, die nur in gewissen Frauenjahren dem unvermeidlichen aber oft sehr gut wirkenden Embonpoint sich zuneigt, wird immer als ächte Repräsentantin der feinsten und anmuthigsten Weiblichkeit erscheinen. Die typische Kleinheit der Hände und Füße, welche die Duchesse mit der Arbeiterin und der Handwerkerfrau theilt, macht die Französin, namentlich die Pariserin, zum eigentlichen Vertreter des aristokratischen Elements, das in der französischen Nationalität selbst, ungeachtet aller demokratischen und revolutionären Wirkungen, seine Berechtigungen unabläugbar fortzubehaupten sucht.

Aber dieser höchst eleganten und fein ausgearbeiteten Gliederung der französischen Weiblichkeit ist ein männlicher Kraftstoff zugesetzt, der sich besonders durch die muskelstarke Entschiedenheit, mit der die Französin auftritt, verräth. Jede französische Frau fühlt die Kraft in sich, auch ein Mann zu sein, sobald ihr dies im Vortheil der Situation liegen könnte, und die

tiefe klangvolle Stimme, die ganze nervöse Elasticität des Körpers, die kräftige Sicherheit und Entschiedenheit aller Bewegungen, der weithin blitzende weibliche Feldherrnblick, der stets den günstigsten Moment für eine Schlacht und eine Eroberung zu erspähen scheint, können nur Vertrauen zu diesem männlichen Siegesvermögen der unwiderstehlichen Frau einflößen. Die Französin vereinigt den Reiz, Frau zu sein, mit dem Talent und der Kraft, Mann zu sein, und man hätte sich darum nicht wundern können, wenn aus dieser unvergleichlichen Mischung von Eigenschaften längst ein neuer socialer Organismus der Gesellschaft entstanden wäre. Aber es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Die Franzosen sind mit ihrer politischen Freiheit am allgemeinen Stimmrecht gescheitert, das ihnen mit seiner unberechnenbaren Gluth aus dem Ei der Republik den Imperialismus ausbrütete. Die Herrschaft der Frau scheitert an den Künsten der Toilette, durch welche die Weiblichkeit sich in ein albernes Modepräparat verwandelt hat, das jeder eigenthümlichen Begabung und dem hohen französischen Frauenverstand selbst überlegen geworden ist und Hohn spricht. Die neuen Moden, die von der Gestalt der Kaiserin Eugenie ausgeflossen, haben die Materialisirung und Industria-

lisirung der französischen Frau bis auf's Aeußerste vollendet, und damit den weiblichen Theil der französischen Nation unschädlich gemacht, dem es mit dem umfangreichen Crinoline jetzt überhaupt unmöglich geworden sein muß, als Führer der Franzosen in die enge Pforte einer besseren Zukunft sich hineinzuzwängen. Sonst herrschten die französischen Hofhaltungen vermittelst der Frauen, aber an dem Hofe Napoleons III. spielen, was sehr charakteristisch ist, die Frauen keine Rolle, sondern es scheint vielmehr in den napoleonischen Ideen zu liegen, der Frau die souveraine Bedeutung, die sie bisher bei den Franzosen ausgeübt, als eine gefährliche zu entziehen.

Die französische Persönlichkeit ist ein Problem, das wohl der anhaltendsten und vielfältigsten Studien werth ist. In Frankreich lernt man aber die Männer nur kennen und behandeln, wenn man die Frauen studirt und ergründet hat.

Die französische Persönlichkeit besteht in einem Individualismus, der sich immer mit Effect vortragen will, und im höhern Sinne jedenfalls mit der dramatisch-historischen Thatkraft der ganzen Nation zusammenhängt.

Im andern Sinne steht eine gewisse unabläugbare Charlatanerie des französischen Lebens damit in Ver-

bindung. Es giebt schwerlich eine andere nationelle Persönlichkeit, die so geschlossen in sich selbst ruht und so fest in sich abgerundet ist, als die des Franzosen. Es ist ein stählerner Egoismus, der sich in einer durchaus gehaltenen und sichern Form abgerundet hat, und in dem festen einheitlichen Gefüge, das er äußerlich an sich darzustellen weiß, doch die widersprechendsten Eigenschaften dicht neben einander vereinigt. Gehorsam und Anarchie haben sich in der französischen Persönlichkeit auf die wunderbarste Weise zu einem nationalen Charakter verbunden, und lassen den ewig unruhigen und unberechnenbaren Wellenschlag der französischen Geschichte entstehen. Der Gehorsam ist das militairische Element im französischen Charakter, und es ist dies ein Gehorsam, durch welchen der Franzose im normalen Zustande sich auf die musterhafteste Weise discipliniren läßt, und sich leicht unterwürfiger als irgend ein anderes Volk gegen Polizeimaaßregeln und Anordnungen der Behörden erweist, während er auf der andern Seite die Kraft darin findet, unter den größten Gefahren und Anstrengungen mit leichtem und fröhlichem Sinne auszudauern. Um vom Gehorsam zur Anarchie überzugehen, bedarf es aber im französischen Nationalcharakter nur eines kurzen Sprunges in die Nachbarschaft, zu dem die kleinste Veranlassung, oft

schon ein falscher Feuerlärm, aufschreckt. Die Anarchie ist das andere Janusgesicht des Franzosen, das beständig in eine neue Zukunft hinausschaut und oft von hellen und großen Gedanken überflogen worden ist. Aber das revolutionnaire Fieber der Franzosen ist immer nur ein resultatloses Umherwälzen auf dem Krankenlager der politischen Prinzipien. Eines Tages hat die Anarchie plötzlich und unerwartet ihre Lust gebüßt, und man fühlt wieder ein unendliches Behagen darin, gehorchen zu müssen und sich unter das Joch des Ersten Besten, der gerade kommt, niederzustrecken. Frankreich ist dann das scheu gewordene Roß, welches zuletzt doch wieder den Mann verlangt, der es reiten kann, und wäre es auch immerhin nur ein Kunstreiter.

Dies unaufhörliche Drängen und Schieben im französischen Nationalcharakter kann des theatralischen Wesens der Persönlichkeit nicht ganz entbehren, um sich im täglichen Leben zusammenzuhalten und wenigstens durch die Kunst, mit der sich Jeder darstellt und vorträgt, einen Vertrauen erregenden Eindruck zu machen. Die Komödie, welche jeder einzelne Franzose in seiner Person aufführt, ist aber zugleich die Komödie des französischen Nationalstolzes. In jeder Miene und in jeder Bewegung ist man sich dessen bewußt, was es heißt, ein Franzose zu sein, und man könnte diese

Sicherheit, die mehr noch eine Virtuosität ist, fast beneiden, mit der ein Nationalcharakter sich so vollendet abschließen und so glücklich in sich selbst wiederspiegeln kann. Wenn dieser Stolz auf die eigene Nationalität bei dem französischen Mann oft schroff und abstoßend erscheint, so ist die Frau in der selbstgefälligen Repräsentation der Nationalität bei weitem milder und taktvoller und stellt auch hierin gewissermaßen eine reine Höhe des französischen Charakters dar. Die Französin hält überall die feinsten Nüancen des Nationaltemperaments fest und weiß dasselbe stets in den gefälligsten Melodieen zu entwickeln. Sie zeigt darin nicht nur ein noch geschickteres Schauspielertalent als der Mann, sondern sie hat den Trieb, als Französin vor Allem das bewunderungswürdigste Weib zu sein und mit ihren weiblichen und menschlichen Eigenschaften zu glänzen und zu wirken.

Selbst die kräftigen und naturderben Damen der Halle, in denen zu gewissen Zeiten der nationale Patriotismus und der handelnde Volksgeist ihre wichtigsten Repräsentanten gefunden haben, sind, in einer ruhigeren Situation betrachtet, keineswegs diese politischen Megären, zu denen manche Katastrophen der Revolution sie gestempelt haben. Die Poissarden werden gewiß nicht minder stolz darauf sein, alle Reize und

Vorzüge des Weibes und selbst alle schwachen Seiten desselben zu besitzen, und bei den letzteren gefaßt zu werden, dürfte ihnen unter Umständen noch angenehmer sein, als die Pythia-Rolle, in der sie zu Zeiten über dem Dreifuß der französischen Geschichte Revolution schwitzen. Wenn sie ihrem heutigen Liebling, dem Kaiser Napoleon III., bei festlichen Gelegenheiten, wie zuletzt bei der Taufe des napoleonischen Thronerben, in Deputationen aufwarten, und ihm einen prachtvollen Blumenstrauß überreichen, so glaubt man französische Damen zu sehen, die an ihrer Weiblichkeit durchaus keine Gebrechen haben, und deren üppigem Aussehn gegenüber selbst jener ewig berühmte Engländer, der einst mon femme sagte, das Geschlecht richtig bezeichnen würde. Man erblickte dann die Dame de la Halle ganz in Seiden- und Atlasstoffen gekleidet, sogar ächte Spitzen und Diamanten fehlen bei solchen Gelegenheiten ihrem Aufputz nicht. In dieser ihrer Erscheinung macht sie freilich einen ganz anderen weiblichen und damenhaften Eindruck, als wenn man sie an der Fontaine des Innocents in ihrem täglichen Handel und Wandel erblickt, wo sie mit den groben Holzschuhen am Fuß, in einem schlechten Rock und mit der knapp anliegenden Mütze, feilhält. Aber die Dame der Halle ist immerhin auch in ihrer eigenen

Sphäre der wahrhaft triumphirende Typus der französischen Weiblichkeit. Denn durch die merkwürdige Unterthänigkeit, in der sie ihren Mann, den Fort de la Halle, neben und unter sich erhält, repräsentirt sie die Herrschaft der Französin über den Mann um so bedeutungsvoller, als dies in einem Lebenskreise geschieht, wo der Mann sonst leicht das Gewicht der Fäuste in die Wagschale legt, um an seiner Macht und Würde nicht zweifeln zu lassen. Die Dame de la Halle bildet in diesem Kreise eine Aristokratie für sich, und es giebt höchst eigenthümliche Persönlichkeiten unter ihnen, die auf ihren seit uralter Zeit her fortgeführten traditionellen Familien-Namen stolz sind, und im Besitz eines erblichen Familien-Schmuckes, sogar eines Stammbaumes, sich befinden. Alles dies hat sich in dem Frauen-Staat der Poissarden auf eine wunderbare und von den Männern durchaus nicht bestrittene Weise ausschließlich in weiblicher Linie fortgeerbt, und das Fischweib ist nicht nur die Trägerin aller Ehren ihres Standes, sondern sie beherrscht zugleich darin ihr altbegründetes Reich, daß sie als Vestalin das heilige Feuer der alten Sitten und Gebräuche, die sich in diesem Stande merkwürdig forterhalten haben, behütet und im Schwange erhält.

IV.

Der Kaiser, die Geister und die Presse.

Die Literatur ist ein Begriff, der überhaupt dem Napoleonismus, dem neuen wie dem alten, widerstrebt, und sich mit dieser Herrschaftsform durchaus in keine fruchtbringende Berührung setzen zu können scheint.

Es bildet dies gegenwärtig einen um so stärkeren Contrast gegen die Persönlichkeit des jetzigen Herrschers der Franzosen selbst, der, ein Mann auch von hervorragendem literarischem Geist und Talent, zum Theil der Literatur und sogar der publizistischen Presse durch eigene Hervorbringungen und Theilnahme angehörte. Aber Literatur und Presse vertragen sich einmal nicht mit seinem Herrschaftsplan, der das Schwerste und Unmöglichste, was es noch vor Kurzem zu geben schien,

nämlich die Mundtodtmachung der Franzosen, zu seiner ersten Voraussetzung hat, und darum auch jeder höheren und eigenthümlichen Fortentwickelung der Literatur und Presse, durch welche leicht alle bestehenden Zustände in ihrem innersten Fundament wieder in Frage gestellt werden könnten, in den Weg treten muß.

Es sind dies Effekte, die in allen heutigen Büchern und Journalen der Franzosen offen zu Tage liegen, und gewiß den eigenen Geschmack Louis Napoleons auf diesem Punkt am schärfsten mit seinem politischen System in Widerspruch setzen. Wer die blühende literarische Epoche Frankreichs unter dem Regime Louis Philippe's hier gesehen hat und miterlebt hat, muß erstaunen über die Napoleonische Razzia, die am meisten und vollständigsten an den schreibenden und schaffenden Geistern der Franzosen vollbracht worden, und so rasch eine künstliche Einöde aus dem reichsten und mannigfaltigsten Fruchtgarten gemacht hat.

Von den früheren literarischen Beziehungen in Paris, die theils aus der Zeit Louis Philippe's, theils aus den Anfangsjahren der letzten französischen Republik herstammten, ließ sich für den Besucher des wiederhergestellten Kaiserthums kaum noch etwas Nennenswerthes wieder anknüpfen. Die meisten dieser glänzenden Persönlichkeiten und Namen waren wie in ei-

nem plötzlichen Nebel verschwunden, und auch die Stelle, auf der sie damals gestanden und gewirkt, war nicht mehr wiederzufinden, noch zu erkennen.

Man mußte sich verwundert sagen, daß eine magische Kraft ohne Gleichen hier mitgewirkt haben mußte, um eine ganze Legion von Geistern, die zu den stärksten ihrer Art gehörten, nicht nur mit Einem Schlage zu bannen, sondern auch wie vom Erdboden verschwinden zu machen. Was neuerdings an ihre Stelle getreten, könnte am allerwenigsten dazu dienen, den Begriff der Literatur wieder zu Ehren bringen, sondern bestätigte nur die rohe Gewalt, die demselben angethan worden.

Diese Schriftsteller des heutigen Tages in Frankreich gleichen den Fischen, die ein Sturm aus einem Gewässer herausgeholt und an das Land geworfen hat, und die berufen scheinen, sich im Flugsand möglichst rasch zu Tode zu zappeln.

Eben so wenig konnte es über den eingetretenen Sturz der ganzen französischen Literatur trösten, Lamartine, als den Einzigen beinahe, der in dem literarischen Paris auf dem Platze geblieben, in seiner heutigen industriellen Werkstatt zu sehen. Eine Zeit, in der selbst die Idealmenschen, die prophetischen Träumer von Menschenglück und Menschenwürde, als bloße Fabrikarbeiter des Geistes verenden, und zwar mit dem

vollsten Bewußtsein, daß es nicht anders sein könne, eine solche Zeit wird in der That die Industrie als ihr eigentliches Verhängniß zu betrachten haben.

Diejenigen Autoren, welche im neuen Kaiserreich noch einigermaßen eine literarische Stellung aufrecht erhalten konnten, haben dies entweder nur als politisch unverfängliche Fabrikarbeiter oder als Dichter des Lorettenthums zu erreichen vermocht. In der ersteren Kategorie einen Mann wie Lamartine zu erblicken, würde eine unaushältliche Demüthigung für das schaffende Genie sein, wenn nicht zugleich eine Nemesis des Schicksals gegen einen gewissen idealistischen Standpunkt, der sich stets nach Belieben auf dem Lotterbett seiner Gedanken dehnen zu können glaubt, darin ausgesprochen läge. Lamartine erscheint in den verschiedenen Krisen der Umwälzung, denen Frankreich seit der Restauration unterlegen, mit der Lyra des poetischen Improvisators im Arm, der im Augenblick, wo er sein Thema empfängt, noch nicht recht weiß, was er singen soll, der aber stets voll Selbstvertrauen auf die Unfehlbarkeit seines Talents ist und sich zugleich von dem Bewußtsein eines edlen und großen Dranges in seiner Brust getragen fühlt. So klimpert er sich beständig aus dem Einen in das Andere hinein und knüpft an den schönsten Reim, der sich gerade dar-

bietet, den besten Gedanken und das annehmbarste Princip. In dieser Weise eines politischen und revolutionairen Troubadours hat er sich vom Legitimismus, der eigentlich seine Wiege war, in die Julimonarchie, in die Republik und in das Kaiserthum hineingesungen. Als der verhängnißvolle Moment des Jahres 1848 gekommen war, wußte er im ersten Augenblick ebenso wenig wie alle Anderen, daß sich die Republik auf das Julikönigthum reimen würde, aber dann hatte er plötzlich diesen Reim als den einzig ächten und wirksamen entdeckt und er proclamirte ihn mit einem Enthusiasmus, an dessen höherem Beruf Niemand zweifeln konnte. Er hat darüber selbst die naivsten Geständnisse abgelegt, und wenn er erzählt, daß, als er die Volkshaufen vor dem Hôtel de Ville mit einer Rede haranguirte, ihm ein Arbeiter aus der Masse plötzlich zugerufen habe: „Tu n'es qu'une lyre, va chanter", so scheint er die ihn vernichtende Pointe dieses Volkswitzes nicht einmal empfunden zu haben.

Den Idealisten begegnet in der Praxis leicht das Unglück, daß sie ihre Freunde und Feinde nicht zu unterscheiden vermögen und, um Etwas in's Werk zu setzen, sich mit ihren Gegnern verbinden. So verpfuschte er als Minister die Gestalt der Republik von 1848, indem er ihre innere sowohl wie ihre

auswärtige Politik durch eine idealistische Schablone zeichnete, welche auf die im höchsten Grade praktische Lage der Dinge gar nicht paßte. Ein Gegner des Socialismus, kokettirte er mit den Arbeitern, zog sie in gewaltigen Massen nach Paris herein, und redete in einer unbegreiflichen Verzückung seiner Ideen dem lebensgefährlich gewordenen Experiment mit den National-Ateliers das Wort. Eine andere gefährlich gewordene Strophe machte er, indem er Februar-Republik und Friedens-Politik zusammenreimte, und die Nichtinterventionstheorie aufstellte, nach welcher die Republik Frankreich allen übrigen Völkerkämpfen fern bleiben sollte, um dafür die Revolution in ihren eigenen Gränzen unangreifbar zu machen und gegen jede auswärtige Einmischung sicher zu stellen. Die Lamartine'sche Muse ließ auch ein ungemein lyrisch gedachtes Manifest in die Welt gehn, worin sie den Verfall der politischen Verträge von 1815 sang, und gleichzeitig setzte sie auch den schmeichlerischen Flötenton der Hoffnung ein, daß Oesterreich und Preußen sich für die Anerkennung der französischen Februar-Republik aussprechen würden. Er that dies Alles aus einer der Wahrheit und der Idee gläubig hingegebenen Anschauung, aber wer mit Träumereien dieser Art leben und wirken zu können glaubt, wird es nur gerecht finden

müssen, wenn ihn sein Schicksal zuletzt mit der Nase auf die platte Wirklichkeit hinstößt, und ihm zumuthet, nun einmal auch in der Tretmühle der realistischen Nothdurft zu arbeiten.

Von diesem Loos ist Lamartine als Schriftsteller ereilt worden, aber wenn er im heutigen Kaiserreich als Allerwelts-Büchermacher sitzen geblieben, so ist die Nöthigung, die ihn dabei betroffen, ebenfalls nur die Schuld eines für Ideen und Phantasieen rücksichtslos erglühenden Herzens. Es ist gewiß, daß Lamartine, während seiner Mitregierung in der Februar-Republik, die eigenen Hülfsquellen seines Privatvermögens erschöpfte, um die Zwecke des neuen Staats und besonders die Arbeiter-Interessen fördern zu helfen. Dies als Literat wieder herauszuschlagen, würde in Frankreich immerhin nicht so schwer gewesen sein, wenn Lamartine nicht plötzlich allzu stark in den industriellen Gegensatz seiner idealen Natur umgeschlagen wäre und sogar mit einer Speculation in Weingeschäften sich eingelassen hätte. Dies verdarb auf der einen Seite wieder, was auf der andern die „Geschichte der Revolution von 1789,“ die „Geschichte von Rußland,“ die „Geschichte der Türkei“ und andere Lamartine'sche Fabrikarbeiten eingebracht haben. Das Verdienst dieser letztgenannten Geschichtswerke ist aber auch nicht so

gering, als man leicht versucht werden kann anzunehmen, wenn man nur an ihre durch die finanziellen Verlegenheiten des Verfassers motivirte Entstehung denkt. Der Dichter von Gottes Gnaden lebt auch in diesen historischen Nothprodukten Lamartine's fort, und durchdringt dieselben mit einer wunderbaren Produktivität nicht blos des Stils, sondern auch der Auffassungen und Verknüpfungen, worin, selbst für die Ermittelung der Wahrheit der Geschichte, Manches geleistet wird, was dem ängstlich aus den Quellen gestaltenden Historiker oft nicht gelingt. Man kann dabei ins Leere und Phantastische hinein fehlgreifen, was dem Lamartine in diesen Darstellungen häufig genug begegnet ist, aber der ihn beseelende und treibende Instinkt des schaffenden Dichters läßt ihn auch manchen Zusammenhang der Ereignisse ergreifen und ausbeuten, der sonst im Dunkeln geblieben und durch den die Thatsachen ein neues, in der Wahrheit begründetes Licht gewinnen.

Kaiser Napoleon III., der es liebt seinen Feinden großmüthige Almosen zuzuwerfen, hatte sich neuerdings auch als Subscribent für eine literarische Zeitschrift, die Lamartine unternommen, einzeichnen lassen. Dies war unmöglich abzulehnen, obwohl Lamartine diese kaiserliche Beisteuer zu seiner Erhaltung gewiß ebenso

gern zurückgewiesen haben würde, als die Töchter Louis Philippe's die ihnen nachträglich zugeworfene Dotation ablehnen zu müssen geglaubt. Denn Lamartine, der sich schon in seinen früheren historischen Arbeiten, namentlich in der „Geschichte der Restauration," als einen entschiedenen Widersacher des napoleonischen Imperialismus gezeigt, hatte auch der neuen Kaisermacht in Frankreich jedenfalls keine Zugeständnisse gemacht. Lamartine rächte sich aber auf eine besondere Weise für das kaiserliche Abonnement, durch welches Louis Napoleon seinen ehemaligen Concurrenten um die Präsidentschaft der Republik fühlen lassen wollte, daß derselbe nun der arme Poet von Frankreich geworden sei. Lamartine schrieb sein neuestes Geschichtsbild: „Julius Cäsar" (1856), und streifte darin an eine Portraitzeichnung hinan, die den heutigen Cäsar Frankreichs ziemlich deutlich, wie ein zurückgeworfenes Spiegelbild, hinter der Physiognomie und Situation des römischen hervorschimmern läßt. Die Aehnlichkeit der Situation wird noch darin besonders ätzend herausgearbeitet, daß Lamartine mit der schärfsten tendenziösen Zuspitzung schildert, wie die Cäsaren-Macht durch Proscriptionen, rauschende Festgelage und Vergeudung der Staatsgelder errichtet worden sei. Den Tod Cäsars stellt Lamartine als eine historische Nothwendigkeit dar, obwohl

er natürlich unter dem Gesichtspunkt der Moral einem solchen tragischen Act nicht das Wort zu reden wagte. Es war dies zu sehr eine an Kopf und Kragen rührende Streitschrift, als daß sie nicht an dem neuen Kaiserhofe hätte gebührend empfunden werden sollen. Aber Napoleon III. beauftragte nur seinen vielgetreuen Senator Troplong, in derselben indirecten Weise einer geschichtsbildlichen Polemik die Lamartine'sche Adresse zu beantworten, was derselbe auch in der wirksamsten Schreibweise und mit dem feinsten Takt in der Schrift: „Les derniers jours de la république romaine“ (1856) ausführte. Die glänzende Pointe, welche dabei durch den klugen Troplong herausgearbeitet wurde, war die, daß Cäsar das römische Reich vom Untergange gerettet habe, wobei die Hindeutung auch unausgesprochen nahe liegt, daß Frankreich, welches so tief zerklüftet und von seinen Parteien principiell verwüstet gewesen, ebenfalls zu Grunde gegangen sein würde, wenn es nicht seinen neuen, das zerrüttete Reich kräftig zusammenhaltenden Cäsar gefunden hätte.

Louis Napoleon befand sich übrigens schon früher in einer ganz direkten Polemik mit Lamartine, dessen Aeußerungen über die unheilvolle Bedeutung des 18. Brumaire für Frankreich wie für ganz Europa den Gefangenen von Ham nicht ruhen und schweigen

ließen. Er gab deshalb die Réponse du Prince Napoléon-Louis à Mr. de Lamartine (Ham, 23. August 1844) heraus, worin er, unter den hochschätzungsvollsten Aeußerungen für die Person des berühmten Dichters und Schriftstellers, die Anklagen desselben gegen den Oheim zurückzuweisen suchte. Lamartine hatte gesagt, daß Napoleon der Große die Bewegung der französischen Revolution gerade auf dem Punkt angehalten und unterbrochen habe, wo dieselbe aus der Umwälzung heraustreten und schöpferisch werden wollte. Lamartine nannte den Napoleonismus ein Drama mit einem einzigen Schauspieler, der aber nur die roheste Komödie der Gewalt und Eroberung zur Aufführung gebracht, indem er die heranwachsende Freiheit wieder unter den Trümmern alles Dessen, was sie aus ihrem Wege geschleudert, erstickt habe, indem er ein Ancien Regime aus den Dingen und Namen von gestern gemacht, indem er die Presse bis zur Censur, die Tribüne bis zum unverbrüchlichen Stillschweigen, die Gleichheit bis zu einem Adel der Plebejer zurückgeschroben, und die Freiheit auf die Staatsgefängnisse hingewiesen, der Philosophie und Religionsfreiheit ein Concordat und eine Staatsreligion gegenübergestellt habe!

Dieser Anklage begegnete Louis Napoleon mit der

glühendsten und tiefsinnigsten Apotheose seines Onkels, die je geschrieben worden. Er stellt ihn im Gegentheil als dasjenige Organ der nationalen Vorsehung Frankreichs hin, durch welches die Wahrheiten der französischen Revolution, nach Zügelung ihrer Leidenschaften, überall in Europa zur Herrschaft und zum Triumph gebracht worden seien. In Italien, in Deutschland, in Spanien, in der Schweiz, in Polen, überall habe Napoleon die Ideen und civilisirenden Gesetze Frankreichs eingepflanzt und zum drängenden Keim einer neuen und glücklicheren Entwickelung gemacht. In Deutschland allein habe er mit einem einzigen Federstrich 253 kleine Feudalherrschaften aus dem Leben verschwinden lassen!

Dieser Federkrieg um die Größe Napoleons, zwischen dem Kaiser und dem Dichter geführt, mußte uns jetzt wieder in die Erinnerung kommen, wo der Kaiser sich nicht mehr in der Lage befindet, bei der Presse um die Anerkennung des Napoleonismus sich bewerben zu müssen, und wo Licht und Luft zwischen dem Napoleonismus und den Schriftstellern keineswegs mehr gleich vertheilt sind. Es muß Napoleon III. schwer geworden sein, Literatur und Presse wenigstens als selbstständige und freie Wesen ganz in seinem Reich auszustreichen und sie als wirkende Factoren der Bildung, des Nationalbewußtseins und der Politik nicht

mehr zuzulassen. Er, der früher manche bittere Stunde der Verbannung, manche Qual eines umherirrenden und versprengten Lebens, durch die Literatur sich zu versüßen und zu verwerthen wußte, der im Gefängniß das Reich der Freiheit in der Poesie und das Recht des Gedankens an die Zukunft als seinen einzigen Trost besaß, mußte sehr gewichtige Nothgründe dazu haben, um diese ächte Lebensquelle nachher der ganzen Nation zu verschütten. Er, der im Kerker einst Schiller's „Ideale“ ins Französische übersetzte und seinen Sinn mit tiefer Innigkeit an die transcendentale Muse des deutschen Dichters und an den Zwiespalt zwischen Ideal und Wirklichkeit hing, sollte er nicht mit einer schmerzlichen Ueberwindung seiner selbst dem freien Wort, der Klage der Geister, das Recht abgeschnitten haben? Das napoleonische Gewaltprogramm kennt aber einmal diese feinen Nüancen nicht, und die idealen Mächte passen darum nicht in das System, weil sich ihre Tragweite, ihr Gehorsam und ihre Treue nicht mehr berechnen lassen. Denn die Gedanken und Gefühle schlagen zu oft in ihr Gegentheil um, weil sie sich beständig entwickeln müssen und sind darum keine sichern Einschlagsfäden in das Gewebe einer großen Herrschaft. Literatur und Presse mußten daher schon unter dem ersten Napoleon verstummen,

und als Napoleon III. zur Regierung kam, hatte er nichts Dringlicheres zu thun, als die Schriftsteller und Dichter, die einstigen Genossen seines Unglücks und seiner Verbannung, vor sich her zu Paaren zu treiben und über das Meer hinaus in fremde Länder zu verjagen.

Die heutigen Reste der französischen Literatur, welche um den neuen Kaiserthron als Trümmer oder als symptomatische Fäulnißstoffe umherliegen, müssen den Kaiser selbst schon in seinem Bewußtsein als gebildeter Geist und als Mann frühern wissenschaftlichen Strebens beleidigen. Die Aufgabe, welche sich Napoleon III. gestellt hat, ist aber ohne Zweifel noch eine sehr weitgezogene, und wenn man ihn hört, hofft er das napoleonische System dereinst auch noch zu einer Centralstätte der Wiedergeburt für den ganzen modernen Dichter- und Denkergeist zu machen. Diese Idee ist kühn und des größten denkenden Kopfes unter den europäischen Herrschern würdig, aber die Bedingungen für ihre Verwirklichung werden wohl nicht so leicht eintreten. Einstweilen aber hat Louis Napoleon den französischen Parnaß demolirt, und nur einzelne wohlgefütterte Menagerie-Sänger, die dem Kaiserthum zugeflattert sind, vertreten noch bei ihm mit unsinnigem Lobgezwitscher die Welt der Dichtung. Die zu

Flüchtlingen gewordenen Dichter aber singen ihm noch aus der Ferne ihre Lieder des Hasses und der Anklage herüber. Am stärksten tönen darunter die zorngeschwollenen Saiten des großen Victor Hugo, der auf der englischen Insel Jersey verbannt sitzt und die Dornenkrone des Exils mit der Gebärde eines Unheil weissagenden Propheten trägt. In seiner Schrift: „Napoléon le petit“ hatte sich Victor Hugo ohne Zweifel im Ton vergriffen, und denselben heftiger und angriffsvoller genommen, als es einer doch immer nur literarischen Wirkung entsprechen kann. Denn man darf in solchen Dingen nie vergessen, daß Worte und Schriftzüge keine Batterieen und Soldaten sind, und daß eine so stark gegriffene Polemik, der keine entsprechende Action folgen kann, immer auf die Brust des Fechters selbst zurückprallt. Ohne diese kaum zu vergebende Schrift würde der Kaiser gewiß vorzugsweise gern die Hand zur Heimberufung Victor Hugo's geboten haben. Auf der andern Seite konnte es von dem Dichter nicht erwartet werden, daß er von der Amnestie, die bei der Geburt des „Sohnes von Frankreich" allen reumüthigen Verbannten dargeboten wurde, Gebrauch machen würde, da der politische Widerruf und die Angelobung eines unbedingten Gehorsams gegen die neue Regierung dabei ausbedungen war. Denn

das napoleonische Programm hat bei aller Geistesfreiheit ihres jetzigen Vollziehers doch seine Pedanterieen, von denen es nicht loslassen kann, und verlangt formelle Unterwerfung unter alle seine Gebote, ehe es zu Gnaden annimmt.

Sonst würde ein Dichter, wie Victor Hugo, dem man zu seinen behaglichen Rococo-Lehnstühlen auf dem Place royale (jetzt Place des Vosges) in Paris zurückzukehren verstattete, dem Kaiserthum gewiß großen Nutzen bringen, indem er dasselbe wieder mit Geistern, die auf sich selbst stehen, zu bevölkern anfinge. Victor Hugo würde dann wieder zu den reinen Aetherhöhen der Poesie zurückkehren, und daß er dazu noch die volle Schwungkraft seines poetischen Talents besitzt, haben seine beiden neuesten Bände Gedichte, die er unter dem Titel „Contemplations“ (1856) erscheinen ließ, auf das Glänzendste bewiesen. In diesen Poesieen streift der poetische Genius Victor Hugo's den ganzen politischen Mehlthau wieder von seinen Schwingen ab, und concentrirt sich von Neuem in der eigensten Sphäre des Dichtergemüths, das über den Ereignissen des Menschenlebens sinnt und träumt, und, wie der Dichter selbst im Vorwort sich ausdrückt, die „Memoiren einer Seele“ geben will.

Frankreich würde dann die Wiedergeburt eines

Dichters gewonnen haben, der für den Parnaß mehr als für die Volksversammlung geboren war, und der schon dadurch eine Art von Selbstmordsversuch auf sich machte, daß er in sein royalistisches Musen-Vollblut die ätzenden Tropfen der Tagespolitik und der revolutionairen Bewegung schüttete.

Andere bedeutende Autoren, wie Jules Michelet, die im Kaiserreich keinen festen Boden mehr für die Bethätigung ihres Geistes finden konnten, suchten sich mit ihrem Talent auf andere unverfängliche Zweige der Darstellung hinüberzuschwingen. Der geniale Michelet war schon im Jahre 1852 durch einen unmittelbaren Befehl Louis Napoleons von seinem Katheder am Collège de France vertrieben worden. Er mußte diesen Lehrstuhl zugleich mit seinem Freunde Edgar Quinet und mit Mickiewicz verlassen, denn diese so wirksam gewordenen Elemente einer philosophischen und geistesunabhängigen Behandlung von Geschichte und Literatur konnten, als verdunkelnd für den einzigen obersten Willen, im Reiche Napoleons nicht zulässig befunden werden. Der berühmte Verfasser der Histoire de France, die ohne Zweifel das Hauptwerk Michelets, und sein glänzendstes Verdienst ist, hatte in diesem Werke zugleich den Organismus des französischen Nationalwesens in seinen innersten und ur-

sprünglichen Grundlagen entwickelt und verherrlicht. Er war in seiner Darstellung auf die gallo-römischen Grundlagen der französischen Nationalität zurückgegangen und hatte darin den nationalen Volksgeist der Franzosen als eine bevorzugte, wesentlich die Freiheit in sich tragende und verbürgende Substanz aufgezeigt. Schon dies entsprach der Stellung, welche sich der Napoleonismus zur französischen Nation gegeben und fortdauernd geben wollte, keineswegs, und Michelet selbst mußte die neue Situation im Lande zu gefährlich finden, um an die Beendigung seines großen, noch nicht zum Abschluß gebrachten Werkes denken zu können. Er begann sich mit andern Dingen zu beschäftigen, und gab seine „Legenden des Nordens" und seine „Frauen der Revolution" heraus, welches erstere Buch schon den ergreifenden Anflug elegischer Satire an sich trug, die das Gemüth des größten französischen Geschichtsphilosophen zu durchdringen angefangen. In seiner „Geschichte der Religionskriege," von welcher bis jetzt nur der erste Theil erschienen, betrat zwar Michelet wieder mit einem gewaltigen Anlauf den hohen Schauplatz der Philosophie der Geschichte, aber sein Geist ist in sich selbst so herbe und rauh geworden, daß er die Anbequemungen an die Zeit, welche ihm die Fortsetzung nothwendig auferlegen muß, schwer-

lich wird über sich gewinnen können. Michelet ist daher einstweilen, gewiß auch um sich selbst zu erholen und zu zerstreuen, in das Reich der Lüfte entflattert, und hat den freien glücklichen Bewohner derselben, den Vogel, zum Gegenstand seiner Forschungen gemacht. Das Buch l'Oiseau (1856) ist glänzend und wahrhaft rührend geschrieben, und beruht nicht minder auf den überraschendsten Studien, die von einer wunderbar innigen und frommen Hingebung an das Wesen der Natur durchwirkt werden. Die verschiedenen Erscheinungen und Natursituationen, in denen er das Leben der Vögel schildert, lassen ihm den Neid nachempfinden, mit dem der Historiker der Freiheit den befiederten Bewohnern der Lüfte nachblickt, die sich von ihren Schwingen hintragen lassen können wohin sie wollen, und durch kein politisches Programm, durch keinen ihren Flug zwingenden Machtwillen, an einen unentfliehbaren Raum gefesselt werden. L'oiseau des Philosophen und Historikers Michelet ist am Ende nichts, als eine wissenschaftliche und politische Variation zu dem Liede: „Wenn ich ein Vög'lein wär'!"

Auch der „kleine Thiers", der seit einigen Jahren wieder in seinem alten Hôtel, einst dem Versammlungspunkt der parlamentarischen und literarischen Größen

Frankreichs, wohnt, gemahnt uns in der eigenthümlichsten Weise an die neukaiserliche Situation. Er arbeitet in tiefer Zurückgezogenheit, die aber keineswegs unbeargwöhnt und unbeobachtet ist, an seiner „Geschichte des Konsulats und des Kaiserreichs“ weiter, die zu einer immer stärkeren Bändezahl anwächst und wohl so bald noch nicht vollendet sein wird. Die letzten Erfahrungen und Leiden Frankreichs haben nur seine Corpulenz, zu welcher der kleine Mann schon immer ansetzte, zu vermehren angefangen. Sein lebhaftes, aus den großen Brillengläsern dämonisch hervorblitzendes Auge und sein geistreich maliziöses Lächeln, welche den constitutionnellen Alten vom Berge charakterisirten, sind ihm auch auf dem einsamen Brett, auf dem er sich jetzt als Gestrandeter durch die Wogen des Imperialismus dahintreiben läßt, zu eigen geblieben.

Von Zeit zu Zeit hatte er auch wieder einige Reisen, namentlich nach Deutschland, Belgien und Italien, unternommen, die verschiedene Deutung fanden, und bald mit Studien auf den Schlachtfeldern Napoleons, bald mit einer geheimen Thätigkeit für die Familie Orléans in Verbindung gesetzt wurden. Was das Bereisen der napoleonischen Schlachtfelder anbetrifft, so war dies wohl nur eine stolze Phrase, denn obwohl die Geschichte des Konsulats und Kaiserreichs

gerade in den strategischen Darstellungen Ausgezeichnetes leistet, so sind dafür die vorhandenen Pläne und viele persönliche Zeugnisse und Mittheilungen ohne Zweifel förderlicher gewesen, als der eigne Anblick von Schlachtfeldern, die in neuerer Zeit zum Theil eine gänzliche Veränderung ihrer Lage und Physiognomie erfahren haben. Dagegen würde Thiers, der von jeher eine besondere Neigung für die Herzogin von Orléans gezeigt, gewiß mit Leib und Seele ein Orléanist zu nennen sein, wenn die Orléanisten überhaupt eine politische Partei wären, und wenn Thiers es mit seiner eiskalten und schlangenklugen Vorsicht vereinigen könnte, für eine Sache im Geheimen zu wirken, bei der man sich vor der Hand nur äußerlich zu Grunde richten kann.

Man darf wohl mit Bestimmtheit annehmen, daß Thiers zunächst keine weitergehenden Pläne hegt, als unangefochten von dem kaiserlichen Adler in Paris leben zu können, und in seinem schönen, geschmackvoll eingerichteten Hause ruhig weiterzuarbeiten. Denn so lange seine Füße Paris noch berühren, glaubt er wohl, wie einst Antäus, der Sohn der Erde, der aus der Berührung seiner Mutter stets neue Lebenskraft zog, seines Daseins gewiß bleiben zu können, oder, gleich jenem libyschen Höhlenbewohner, dereinst noch alle seine

politischen Gegner zu erschlagen und ihre Schädel um seine Wohnung auf dem Place St. Georges aufzupflanzen. Wenn es aber auch nicht mehr so schlimm gemeint sein sollte, so kann man doch wahrscheinlich jenen narkotischen und ewig reizenden Geruch von Paris nicht mehr entbehren, wenn man erst seinen Geist und seine Lungen an das Einathmen desselben gewöhnt hat. Die Verbannung aus Paris ist daher für einen Franzosen gleichbedeutend mit der Todesstrafe, und trifft ihn noch härter als diese, denn sie verurtheilt ihn zu einer Existenz, die ihren geistigen Mittelpunkt verloren und jede Kraft zu einer thätigen Entwickelung ihrer selbst eingebüßt hat.

Thiers hat also wenigstens das gewonnen, daß er seine Glieder noch in Paris ausstrecken darf, und dies ist für ihn von der ungeheuersten Wichtigkeit. Vielleicht schmeichelt er sich zuweilen sogar mit dem Gedanken an ein neues Minister-Portefeuille, das ihm von dem Kaiser Napoleon III. dargeboten werden könnte. Aber darin gleichen alte Staatsmänner oft alten Jagdhunden, daß sie zuletzt den Wind verlieren und einer falschen Witterung nachgehen. In einem neuen Regime läßt sich immer nur mit neuen Menschen arbeiten, und Louis Napoleon zeigte auch darin die ganze instinctive Klugheit eines großen Herrschers,

daß er nur Persönlichkeiten seiner Art und seines Datums in seine Umgebung berief, und am allerwenigsten daran dachte, den neuen kaiserlichen Most in einen alten Schlauch, wie Mr. Adolphe Thiers ist, zu fassen.

Thiers wird sich mit seiner politischen Staatsweisheit endlich für einen altmodisch gewordenen und abgesetzten Mann halten müssen. Auch sein politisches Handwerkszeug taugt nichts mehr, denn mit solchen Phrasen, wie die berühmte von ihm erfundene: le roi regne et ne gouverne pas, worin Thiers einst das ganze Geheimniß der constitutionnellen Maschinerie ebenso wirksam als täuschungsreich zusammenfaßte, würden sich die Hebel der kaiserlichen Politik nicht mehr drehen lassen. Die Männer des constitutionnellen Regime's sind aber zu tief in die Phrase verstrickt, als daß sie jemals wieder zu einer substantielleren Politik, bei der es sich entschieden um Ja oder Nein handelt, zu brauchen wären. Die bodenlose Falschheit des constitutionnellen Standpunctes hatte sich gerade an Männern wie Thiers erschöpfend offenbart. Zuerst hatten die constitutionnellen Notabilitäten Frankreichs, an deren Spitze Thiers, Guizot u. s. w. gewirkt, am meisten zu einer inneren Republikanisirung des Landes beigetragen, indem sie dasselbe in seiner

Einheit schwächten, und unter dem Schein, im Namen der Gesammtheit zu handeln, eigentlich nur die Kraft dieser Gesammtheit ausschöpften und für sich selbst auszubeuten trachteten. Als aber in der That die Republik den parlamentarischen Herrgöttern plötzlich vor den Füßen lag, bückte sich Thiers nach ihr mit den merkwürdigen Worten: „La France n'a pas accepté la République, mais elle l'a subi."

In dieser geschickten und geistreichen Phrase lag allerdings eine ungeheure Wahrheit, aber für einen Republikaner wider Willen, wie Thiers, war doch wenigstens eine Möglichkeit übrig geblieben, sich mit dem ihm eigenen Talent der parlamentarischen Intrigue geltend zu machen, da die Republik wenigstens das ganze Waffengeschmeide der constitutionnellen Monarchie anbehalten, und die Todesstrafe für politische Vergehen zwar abgeschafft, aber dafür dem Selbstmord der Debatte in ihren eigenen Eingeweiden freien Lauf gelassen hatte. Thiers und Seinesgleichen hatten jetzt in der Republik nicht nur die ganze alte Sippschaft des Constitutionnalismus, sondern auch alle jene alten Sünder und Hagestolzen der Reaction für sich, die sich nie, auch nur ein einziges Mal in ihrem Leben, mit einer Frühlingswolke der Freiheit vermählt haben. Die Constitutionnellen waren von jeher die anständigen

Leute, die wohl auch einmal ein Revolutiönchen machen wollen, aber daraus jedenfalls ohne Gefahr ihres Leibes und mit wohlgefüllten Taschen wieder hervorzugehen wünschen.

War die Republik ein Zufall, dem sich ein kluger Mann anbequemte, so war das Kaiserthum ein Zufall, der, klüger als alle Klugheit der Staatsmänner, eine ganz neue Ordnung der Dinge mit neuen Menschen zu begründen strebte. Sonst hatte man dem Zufall seine Stelle eigentlich nur in der Komödie gönnen wollen. Aber für diese Beschränkung seines Waltens hat sich der Zufall seit einigen Jahrzehnten reichlich in der Geschichte entschädigt, in der er nun oft seine größten Ernten hält. Das neue Kaiserthum wurde aber ein viel zu specifisches und übergewaltiges Machtproduct, als daß schon die sogenannten klugen Leute hoffen dürften, demselben beizukommen. Thiers wird aber für den Kaiser wohl um so mehr eine antipathische Größe bleiben, als die ganze Species, welche der ehemalige Minister Louis Philippe's repräsentirt, auf dem Boden der heutigen Kaiserpolitik für eine unzulässige und verfehmte gelten muß. Das parlamentarisch-journalistische Geniewesen, worin die constitutionelle Epoche ihre eigentlichen Staatskräfte suchte, und das durch Thiers zum Theil seine Begründung empfangen,

ist nicht nur durch den Imperialismus völlig über den Haufen geworfen worden, sondern derselbe suchte auch einen seiner wesentlichsten Triumphe darin, den französischen Thron wieder von den Zeitungen emancipirt, und gegen die Journalschreiber sicher gestellt zu haben. Thiers konnte seine große und glänzende Laufbahn vorzugsweise als Redakteur des Constitutionnel und als Mitbegründer des National gewinnen, indem er sich darin durch die von ihm geschwungenen Waffen der Kritik und Opposition dem Gouvernement als ein gefährliches und um jeden Preis zu gewinnendes Individuum gegenüber stellte. Aber die Presse konnte im Kaiserreich nicht mehr eine Macht des Individuums bleiben, das in seinem Talent den Punct des Archimedes gefunden haben wollte, um von demselben aus den ganzen Staatskörper nach Belieben aus seinen Angeln zu heben. Der Imperialismus brauchte die Presse, wie er seine Kanonen brauchte, und die von ihm angestellten journalistischen Feuerwerker mußten vor Allem die Kunst verstehn, nach der Parole zu arbeiten, und nach einem genau vorgezeichneten Ziel ebenso gut wie in die Luft schießen zu können. Aber die neue Staatspresse mußte mit einem gewissen Effekt scheinbar freiwillig ausschwitzen, was

ihr als wohlberechneter Trank bald in stärkeren bald in schwächeren Dosen eingegeben worden war.

Auf diese Weise ist die heutige erstaunliche Metamorphose der französischen Presse hervorgetreten, die sich aus einer Arena der politischen Parteien recht eigentlich in eine kaiserliche Manège verwandelt hat. Ein ähnliches Bild gouvernementaler Organisation bietet neben der französischen heut nur noch die österreichische Presse dar, die mit derselben durchgreifenden Macht von Oben herab geleitet, erzogen und stilisirt wird, und wenn auch in Schattirungen, die der Hand des schreibenden Individuums freigegeben sind, doch immer nur Das ausdrückt, was gerade im Interesse des Gouvernements zu sagen ist. Die Presse ist in dieser Form, direct oder indirect, ein Instrument des Staats geworden, und wer sie handhaben will, kann sie nur in diesem Sinne, und nach bestimmten Griffen, die er sich anzueignen hat, gebrauchen.

Wenn sich die ganze französische Zeitungspresse jetzt mehr oder weniger in die Staatspresse des Kaisers verwandelt hat, so konnte dies um so leichter geschehen, da es sich dabei lediglich um illustrirende Talente handelt, welche zur Politik der Regierung wirksame und anschauliche Arabesken zu zeichnen vermögen. Das Talent der Illustration ist aber das eigentliche

Zeittalent auf allen Gebieten, und gehört einer Epoche eigenthümlich an, die das Interesse von dem Innerlichen und Ideellen überall abzulenken strebt, und die nicht schaffen und begründen, sondern nur möglichst glanzvoll und verblendend Alles in Scene setzen will. In einer solchen Zeit kommt es nur auf die gaukelnde Illustration, und nicht mehr auf die Sache an, und auch die Publizisten und Zeitungsschreiber, wenn sie wohl besoldet, oder auch nur geduldet sein wollen, können ihre Wirkung nur noch darin suchen, Männerchen zu malen und die principielle Situation zu einer täuschenden Decoration zu verarbeiten. Dies Talent wird jetzt gut bezahlt, weil es viel gebraucht wird, und namentlich soll die imperialistische Staatspresse jetzt starke Besoldungen auswerfen, die sich für einzelne renommirte Mitglieder derselben bis auf ein Monats-Gehalt von 2000 Francs erstrecken.

Es zeigt sich auch darin, daß die Presse, seit dem Niederschlag der revolutionairen Bewegung von 1848, nur noch als ein materielles Operationsmittel übrig und möglich geblieben ist. Im Verlauf der revolutionairen Bewegung selbst wird die Presse schon durch die Macht der Association und des Vereinsrechts, wie auf der anderen Seite durch das allgemeine Stimmrecht, weit in ihren Wirkungen überflügelt. Schon hierin

deutet sich der überragende Sieg der materiellen Kräfte über die rein ideellen Elemente der Presse an. Eine allgemeine ideelle Wirkung der Presse wurde aber schon in der französischen Republik von 1848 durch die Verordnung gebrochen, daß jeder Journal-Artikel mit dem Namen seines Verfassers unterzeichnet sein müsse. Diese Verordnung, die auch im Kaiserreich aufrecht erhalten wurde, bedeutete für die Presse gewissermaßen das divide et impera, indem sie alle diejenigen Wirkungen durchbrach und vereinzelte, durch welche die Zeitung sonst als ein geistiges und einheitliches Charakterwesen zu Macht und Ansehn gekommen war. Diese Macht, die allerdings zugleich etwas Geheimnißvolles und Unberechnenbares hatte, wurde zersetzt in die wohlbekannten Physiognomieen einzelner Persönlichkeiten, von denen man wußte, wie viel Geld sie für ihre Waare bezogen, und wer ihr Auftraggeber und Einflüsterer, welches ihre Motive waren. Die zwangsweise Individualisirung der Presse schien zwar dem allgemeinen Stimmrecht zu entsprechen, welches jedem Individuum Kraft und Herrlichkeit genug bemißt, um durch seine Stimme einen Ausschlag über den Staat herbeiführen zu können. Aber wie der Staat durch das allgemeine Stimmrecht ebenso leicht in Nichts aufgelöst als neu erschaffen werden kann, und darum die Anwendung

desselben zu den entgegengesetztesten Resultaten, namentlich aber zu einer Selbstironisirung des Volkes, hingeführt hat, so wird auch die Presse gewissermaßen entthront durch die Vielköpfigkeit ihrer eigenen Organe, die jeden Artikel, der sonst nur durch den Hintergrund seines Princips oder seiner Partei wirkte, auf einen individuellen Namen und die leicht durchsichtigen Beziehungen desselben zurückführen.

Das eigentliche Atelier der neuen napoleonischen Presse ist der Constitutionnel, ein Blatt, das seit seiner ersten Begründung im Jahre 1815 die verschiedensten Metamorphosen seines äußern und innern Lebens durchgemacht, und ein gutes Stück der Geschichte Frankreichs sich an seinen Spalten abgelaufen hat. Diese Zeitung hat seit ihrem Bestehen im eigentlichsten Sinne Könige und Kaiser ernannt und abgesetzt, Minister berufen und gestürzt und ganze Regierungssysteme mit dem Hauch seines Mundes geschaffen und umgeblasen. Aus der merkwürdigen Stimmung, welche bald nach dem Sturze des ersten napoleonischen Kaiserthums in Frankreich herrschte, war der Constitutionnel durch die Hände der Herren Jay, Etienne und Jouy mit einer ungemein taktvollen Berechnung der Situation geformt worden. Er steckte die Fahne einer allgemeinen nationalen Opposition auf, unter der sich alle die-

jenigen zu sammeln begannen, die bei den neuen Zuständen der Restauration ihre Rechnung nicht finden konnten, und aus den religiösen und politischen Heucheleien derselben wieder einen Ausweg suchten, für welchen die Erinnerungen an den eben erloschenen Glanz des napoleonischen Kaiserthums einen Augenblick lang mit einer ächten principiellen Zurückwendung zu den Ideen der Revolution von 1789 zusammenflossen. Die Entstehung des Constitutionnel bezeichnete die Geburtsstunde des ideellen Liberalismus in Frankreich, der damals unter den widerspruchsvollsten Anregungen mit seinem neuen Oppositions-System zur Welt kam. Es war dies eine Opposition, die, hervorgegangen aus dem allgemeinen Erstaunen über das, was auf das napoleonische Kaiserthum in Frankreich gefolgt war, für die Napoleonisten gegen die Constitutionnellen, und für die Constitutionnellen gegen die Republikaner einzutreten schien und daraus einen ungemein pikanten und narkotischen Mischmasch erzeugte, welcher, wenn man wollte, der Wiederherstellung des Kaiserthums ebenso sehr zugutkommen konnte, als der Anerkennung der ächten Ideen der Revolution, von denen die Epoche ausgegangen war. Es war das Erstemal, daß der Napoleonismus und die Ideen von 1789 fast auf einer und derselben Grundlage in das Nationalbewußt-

sein der Franzosen sich einsenkten, und diese Combination, die damals nur ein pikanter Ideenreiz war und die Abonnenten schaarenweise in das Bureau des Constitutionnel trieb, wurde erst später von Napoleon III., der die Wiederherstellung des Kaiserthums darauf begründete, als ein bestimmter Passus in das napoleonische Programm aufgenommen.

Der Constitutionnel gewann dadurch für den Napoleonismus gewissermaßen eine prototypische Bedeutung. Den ersten thatsächlichen Dienst aber leistete der Constitutionnel der Zukunft des Napoleonismus dadurch, daß er mit seiner einschneidenden Macht den restaurirten Thron der Bourbonen umstürzen half, indem er der Julirevolution die Bahn brach. Es halfen dazu neben dem Constitutionnel wesentlich auch der Temps, der Courrier français und der National mit, welcher letztere durch Thiers, Mignet und Armand Carrel begründet war, nachdem Thiers bis dahin an der Redaction des Constitutionnel einen den Charakter dieses Blattes wesentlich bestimmenden Antheil genommen hatte. Die Verwandlungen eines indischen Gottes sind aber ein Kinderspiel gegen die Lebensgeschichte einer französischen Zeitung. Wie der Constitutionnel die Barrikaden von 1830 hat bauen helfen, um den Julithron darauf zu begründen, so half er

auch endlich den letzteren wieder untergraben und in die Luft emporschnellen. Seit dem Jahre 1848 aber wurde der Constitutionnel der eigentliche Brütofen, in welchem das neue napoleonische Kaiserthum journalistisch vorbereitet und ausgetragen wurde. Dazu bedurfte es aber eines eigenthümlich gewandten Taschenspielers, der in der Person des klugen Dr. Véron, der sich schon in der Mitte der vierziger Jahre des Constitutionnel durch Kauf bemächtigt hatte, gefunden wurde.

Ein Mann wie Véron, der Apotheker, Arzt und Operndirector gewesen und aus der Mitte seiner Tänzerinnen und Sängerinnen, mit denen er bis dahin verkehrt, plötzlich in die Arena der Journalistik und Politik hinübersprang, war vorzugsweise dazu geeignet, die neue Industrieritterschaft, zu welcher der Charakter der französischen Presse umschlug, typisch auszubilden. Doch hatte Véron, der Ulysses und Figaro zugleich war, noch eine gewisse Ambition, die ihn bestimmte, das Handwerk in einem möglichst großen Stil zu treiben. Denn wer seine Schule in der Pariser Opern-Coulisse gemacht hat, muß mit allen großartigen Manieren des ächten Lebemannes vertraut sein, und wird nicht so leicht in einem kleinlichen Genre wirthschaften. Er vertraute die politische Leitung seines Blattes wesentlich den Händen von Thiers, Remusat

und Duvergier d'Hauranne an und behielt sich selbst nur gewisse wohlberechnete Capriolen vor, die nicht nur seine Taschen mit Schätzen füllen, sondern ihn auch in das Ministerium oder in die Pairskammer oder wenigstens auf einen Gesandtschaftsposten ersten Ranges erheben sollten. Zugleich hatte er einen richtigen Instinct für die Bedeutung des Feuilletons, durch welches er den großen Massen-Hintergrund aller Parteien zu sich heranzulocken strebte, um damit auch der politischen Fahne des Constitutionnel ein Uebergewicht zu verschaffen. So zahlte er an Sue ein Honorar von hunderttausend Francs für das Manuscript des Ewigen Juden, und machte schon durch die gewaltige Summe, die er für diesen Zweck aufwenden konnte, ein dem ganzen Geschäft zugutkommendes Aufsehn. Ein noch kühneres Project war es von ihm, die Geschichte des Consulats von Thiers zuerst im Feuilleton des Constitutionnel erscheinen zu lassen, worüber die Unterhandlungen bekannt geworden, die sich aber an dem begreiflichen Stolz des Herrn Thiers, dessen historischer und politischer Character nicht in die Demi-Monde des Feuilletons herabsteigen wollte, zerschlugen. Es war aber dies Ansinnen Dr. Vérons vielleicht schon wieder das laubfroschartige Vorgefühl einer neu-heraufkommenden Bewegung gewesen, die in dem Na-

poleonismus ihr neues Ziel finden würde, oder Véron, der sich bald nach 1848 als einen so entschiedenen Parteigänger Louis Napoleons entpuppte, war schon mit gewissen geheimen Regungen vertraut, in denen in der letzten Regierungszeit Louis Philippe's eine napoleonische Partei mitten in dem Gewebe aller übrigen politischen Parteien sich zu bilden begonnen. Daß aber absichtlich und längst vorbereitet ein neuer Umschlag wieder herbeigeführt werden sollte, hatte die erneuert oppositionelle Haltung des Constitutionnel schon während des ganzen Jahres 1847 bewiesen. Das Blatt hatte sich gerade zuletzt an der Frage des Reform-Banquets mit einer für seinen liberalen Bourgeois-Charakter auffälligen Heftigkeit betheiligt, und die verhängnißvolle Februarnacht, die den König Louis Philippe statt der Krone nur noch mit einem Regenschirm flüchtig abziehen sah, war die Folge davon gewesen.

Véron konnte aber doch, als Bonapartist vom Tag vorher, und als schnatternde capitolinische Gans des neuen Kaiserthums, und obwohl er im Constitutionnel von 1848 bis 1852 recht eigentlich den Kalender der neuen Gewalt gemacht, nicht solche Ehren-Erfolge für seine Person damit erzielen, als er sich jedenfalls eingebildet hatte. Nachdem er lange genug gewartet, sah

er, daß er nicht einmal Aussicht habe, Senator zu werden, und so zog er sich enttäuscht, aber immer noch mit dem merkwürdigsten Schnitt, der je gemacht worden, von dem Geschäft zurück. Dieser Schnitt bestand darin, daß er den Constitutionnel unter fabelhaft glänzenden Bedingungen an Herrn Mirès verkaufte, einen ungemein betriebsamen Mann, der, vor Kurzem noch ein armer kleiner Journalist, sich plötzlich zu einem der ersten Agio-Aristokraten des heutigen Paris emporgeschwungen hatte. Mirès hatte bald neben dem Constitutionnell zugleich das Pays (seit dem Kaiserreich Journal de l'Empire) erworben, und trat nun als Eigenthümer beider Journale auf, welche er, die Situation richtig erkennend, der Regierung als halbofficielle Organe zur unmittelbaren Verfügung stellte. Véron war aus zu großer Pfiffigkeit dumm gewesen, er hatte, durch seine Traditionen aus Louis Philippe's Zeit verführt, wo die Presse zugleich der beste Schießstand der Stellenjäger war, noch nicht einsehen können, daß auch eine Zeitung nur noch als ein reines Börsen-Institut betrachtet werden könne, bei dem nichts weiter als Geld zu verdienen sei.

Véron in fühlte seiner gewiß schmerzlichen Resignation, daß seine Zeit vorüber sei, er klopfte sich nachdenklich auf seinen im Kaiserreich zuletzt sehr herange-

wachsenen Embonpoint, und beschloß seine Memoiren zu schreiben. Daß er dieselben: „Mémoires d'un bourgeois“ betitelte, sprach das ganze Entsagungsgefühl einer im Grunde doch ehrlichen Haut aus. Er legte damit die Beichte ab, daß er nichts als ein ächter Bourgeois gewesen, und der Epoche der constitutionellen Bourgeoisie als ein gewiß bedeutsamer Ausdruck angehört habe. Etwas närrische Selbstgefälligkeit mußte man dem Dr. Véron mitten unter den Trümmern seiner ehrgeizigen Pläne schon zuguthalten, denn er wollte damit ohne Zweifel zugleich sagen: „Ich passe nicht für die neue Kaiserzeit, ich ziehe mich in die Gediegenheit meines ehrlichen liberalen Bourgeois-Charakters wieder zurück, ich kann mich Gott sei Dank! nicht beklagen, denn meine Taschen sind voll, aber ich will doch nun auch noch die Freude haben, als aufrichtiger Mann Euch Allen ein bischen die Wahrheit zu sagen.“ Dies that er denn auch in den Memoiren eines Bourgeois nicht ganz ohne Gift und Galle, aber zugleich mit lehrreichen Illustrationen der Zeitvorgänge, denen er nahe gestanden.

Véron mußte aber auch noch den Schmerz erleben, daß es allerdings einzelne Ausnahmen in der napoleonischen Presse gab, welche auch mit Hülfe ihrer Feder die Leiter der kaiserlichen Ehrenstellen emporkletterten, denn Laguerronnière, der sich auch Vicomte

de la Guerronnière nennt, konnte unmittelbar aus dem Redactions-Bureau des Constitutionnel in den Staatsrath eintreten. Dies war um so merkwürdiger, als dieser feingeschliffene Publizist früher im republikanischen Lager gearbeitet, und namentlich als Mitarbeiter der „Presse“ dahin zu wirken gesucht hatte, die französische Republik von dem Umschlag in ein napoleonisches Kaiserthum fern und frei zu erhalten. Aber Herr von Guerronnière wußte sich plötzlich den Bonapartismus so geschickt einzuimpfen, daß aus den Pocken ein Staatsrath hervorkam, und diese neue Maske trägt er so würdig und gediegen, daß er sich jetzt wahrscheinlich bereits zu vornehm für das Journalisten-Handwerk hält, und nur noch bei großen feierlichen Actionen die Paradefeder des Vicomte de la Guerronnière im Constitutionnel hervortritt.

Wie in der heutigen französischen Presse aber der Schutt aller früheren Parteistandpunkte zusammengefegt und zum treibenden Dünger für die Kaiserpolitik benutzt worden, kann am anschaulichsten das Mitarbeiter-Personal des Constitutionnel beweisen. Diese Herren haben schon vor den Thüren aller Principien gebettelt, und verdienen sich nun das schöne Kaiserbrot mit weit geringerer Anstrengung und Mühe, als früher, wo sie, unter der ihnen voranwehenden Fahne der

Preßfreiheit, eine bei weitem größere Verantwortlichkeit auch für den Werth ihrer Leistungen hatten, und wo sie mit der Macht der parlamentarischen Debatte gewissermaßen gleichen Schritt zu halten hatten. Mit der Preßfreiheit verliert jedes Zeitungswesen zugleich seine Ehre, und was noch übrig bleibt, ist das Geschäft, mit dem Derjenige, für den Das eine Arbeit ist, um so leichter fertig wird, je mehr es in einem bestimmten Sinne des Auftraggebers, dem man allein noch verantwortlich ist, vollzogen werden kann.

Ein richtiger Typus dieser heutigen Situationsschreiber ist unter den Mitarbeitern des Constitutionnel Herr Granier von Cassagnac (aus Cassagnac in der Gascogne gebürtig), der mit einem enormen Federtalent zugleich die Kenntnisse eines Vielwissers verbindet, und eine Diebesgeschicklichkeit ohne Gleichen in seinen Schreibfingern trägt. Auf seiner vielbewegten Laufbahn hat er schon fast alle politischen Standpunkte hintereinander vertheidigt und angegriffen, und keine Zeitungs-Mahl-Mühle giebt es, in der Granier von Cassagnac nicht mit seiner fürchterlichen Geschicklichkeit, Alles herauszuarbeiten, schon gedient hätte oder zu dienen im Stande wäre. Er hat es darin allerdings viel weiter gebracht, als andere ähnliche Talente, indem er als der Alles besorgende Mohr der französi-

schen Presse nicht nur heute Thiers, morgen Guizot, heute den Constitutionnalismus, morgen den Absolutismus bedient hat, sondern in der Revue du dixneuvième siècle sogar mit einer principiellen Vertheidigung der Sklaverei hervorzutreten wagte. Er trug aber an der Seite Vérons im Constitutionnel wesentlich dazu bei, in versteckter Hindeutung auf die Wohlthat einer napoleonischen Gewaltherrschaft das constitutionnelle Repräsentativprincip anzugreifen und die zerstörenden Einflüsse desselben für den einheitlichen Bestand von Staat und Gesellschaft hervorzuheben.

Granier de Cassagnac ist der journalistische Quartiermacher für alle Standpunkte seit der Restauration gewesen, und er hat diesen Dienst dem Napoleonismus so geschickt und wirksam erwiesen, daß er in seinem Verhältniß beim Constitutionnel gewiß jede Besoldung eines Staatspostens leicht wird entbehren können. Auch hat er in dieser besonderen Wohlgepflegtheit neuerdings mit seinen historischen Compilations-Arbeiten inne gehalten, die, wie namentlich seine Histoire des classes bourgeoises et ouvrières, zwar eine brauchbare Zusammenstellung von Material lieferten, aber doch im Grunde auch auf diesem Gebiet nur eine charakterlose Geldmacherei waren.

Neben ihm arbeitet am Constitutionnel auch Herr

Amédée de Céséna, der, obwohl früher leidenschaftlicher Republikaner und Socialist, doch keineswegs als ein Cyniker des Gesinnungswechsels dasteht, sondern durch seine anständigen Formen ein gewisses Vertrauen zu seiner Ueberzeugung zu erwecken gewußt hat. Da ihm die Apostasie nur ein einziges Mal begegnet ist, so hat er mit dem Uebergang vom Republikaner zum Napoleonisten zunächst nichts weiter gethan, als was alle andern Franzosen mit ihm gethan haben. Denn wenn es Alle nicht wollen, so kann man es auch von dem Einzelnen nicht verlangen, daß er in den Abgrund des Kraters, in welchem die politischen Principien verlodern, seine eigene Person hinterdrein nachwerfe. Die Artikel des Herrn von Céséna sind mit einem gewissen Anstrich von Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit geschrieben, und wenn dies auch nur eine Virtuosität sein sollte, mit welcher die Wurst nach der Speckseite geworfen wird, so bringt sie doch ohne Zweifel einen nützlichen Eindruck hervor und hilft die Wirkung dieser fein und scharf geäderten Artikel erhöhen. Aber auch die Koketterie mit der Ehrlichkeit kann in den Zeiten der Gewalt ihre gefährlichen Seiten haben, und diese Bedenken mögen aufgetaucht sein, wenn die Artikel Céséna's zeitweise im Constitutionnel sehr spärlich geworden sind. Vielleicht warten aber auch höhere Verwendun-

gen auf diese zu diplomatischen Ausarbeitungen wie geschaffene Feder. —

Einer der wunderlichsten Heiligen der heutigen französischen Presse ist aber Herr Emile de Girardin geblieben, ein Mann, dessen Existenz und Erfolge den stärksten Beweis liefern, daß das Drama der politischen Parteien, welches seit dem Juli-Königthum in Frankreich aufgeführt worden, nur eine ganz gemeine politische Stockjobberei war, bei der sich zwar Talente und Charaktere in der glänzendsten und lebhaftesten Action zeigten, aber nur in der Absicht, den Moment auszubeuten und alles Uebrige hinter sich zu Grunde gehen zu lassen. Denn selbst die Charaktere, die in der parlamentarisch-journalistischen Epoche als solche angesehen sein und wirken wollten, waren nur Maschinerieen, in denen ihre Partei und der Geldbeutel arbeiteten. Alle, mit wenigen leuchtenden Ausnahmen, gelangten früher oder später auf den verhängnißvollen Punkt, wo sie nur noch auf den Wellen des Scandals und der Schwindelei sich schaukelten, und das ganze Staatssystem, dem sie dienten, als ein egoistisches Gaukelspiel der Parteien enthüllten. Emil Girardin ist zugleich ein Beweis davon, daß man in Paris mit allen Standpunkten und Grundsätzen Lug und Trug treiben, sich dabei selbst als Betrüger ertappen und

brandmarken, öffentlich für ehrlos erklären, ächten und herauswerfen lassen kann, und daß man doch eine einflußreiche und wichtige Persönlichkeit, ein vielgesuchter wirksamer Mann, ein Matador des Tages und der öffentlichen Meinung bleibt.

Als Bastard geboren (die Frucht eines doppelten Ehebruchs), glaubte er schon nach dieser Seite hin seine zweifelhafte Stellung zur Gesellschaft rächen zu müssen. Er schwor nicht nur zur politischen Klugheit des Bastards Faulconbridge, der alle Positionen für eitel Wind erklärte, sondern er schöpfte aus dieser seiner Geburt ohne Zweifel auch seinen kühnen Trotz gegen die Moralgesetze. Er legte sich ungescheut den Namen seines Vaters, des Generals Alexander von Girardin (Hofjägermeister von Karl X.) bei, und hatte als ganz junger Mensch die Stirn, seinem Vater in dieser Sache vor Gericht gegenüber zu stehn. Es fehlte nicht viel, so hätte Girardin, mit seinem unvergleichlichen Talent, Alles zu demonstriren, es auch seinem Vater an den Kragen bewiesen, daß derselbe ihn wirklich gezeugt habe. Aber da der Antritt dieses Beweises unzulässig war, wurde Girardin zur Ablegung seines Namens verurtheilt, wodurch er sich jedoch keineswegs irre machen ließ, denselben zu führen. Er faßte vielmehr den Entschluß, diesem Namen eine klangvolle und mächtige

Bedeutung zu verschaffen, und seine die heutige Welt genau veranschlagende Bastardphilosophie sagte ihm, daß, wer heut Macht und Bedeutung haben will, es dann auch mit der Ehre nicht zu genau nehmen dürfe.

Girardin hatte seine Laufbahn in dem Comtoir eines Banquiers begonnen, aber mit den Geldern, die ihm nicht gehörten, zu rechnen, mußte einem so praktischen Kopf wie Girardin bald als eine ekele Phantasterei erscheinen. Außer den Bureaustunden, hatte er schon angefangen, unter dem Titel: „Emile" einen Theil seiner Jugendgeschichte in Form eines Romans zu schreiben. Dies Product war die Wertheriade Girardin's, worin er sich von den grüblerischen Anklagen, welche er gegen die Gesellschaft auf dem Herzen haben mußte, Luft machte. Nach dieser Production erklärte er sich für geheilt, er verließ das Comtoir, und stürzte sich nun ohne Weiters in die journalistische Entreprise hinein, indem er die belletristische Wochenschrift La Mode und den Voleur, beide schon mit dem glücklichsten finanziellen Erfolg, begründete. Für die Wochenschrift hatte er eine interessante Mitarbeiterin, Delphine Gay, die Tochter der Dichterin Sophie Gay, gewonnen, und die Bekanntschaft und spätere Ehe mit dieser Frau, welche alle anregenden und ver-

führerischen Reize der französischen Weiblichkeit in sich vereinigte, wurde von großem Einfluß wenigstens auf das Darstellungstalent Emile de Girardin's. Aber wenn auch die eigenthümliche Feinheit und Elasticität seiner Artikel in der Schule Delphinens sich bildete, seine moralische Wildheit konnte von ihrer koketten Grazie nicht gezähmt werden, und Delphine soll sich oft die schönen Augen roth geweint haben um die verlorenen Pfade, welche Journalist, Politiker und Mensch wandelten, und sie konnte sich zuletzt nur noch mit den Galanterieen ihres Boudoir trösten.

Seine politische Laufbahn begann Girardin im eigentlichsten Sinne als Regierungsmann, indem er sich durch die Regierung in die Deputirtenkammer wählen ließ, und Dienste gegen die Oppositionsblätter, die dem Ministerium damals zu schaffen machten, leistete. Dies brachte ihn auch zuerst auf die eigenthümliche Idee, eine wohlfeile Zeitungspresse ins Leben zu rufen, und er gründete im Jahre 1836 die Zeitung La Presse, die nur 40 Francs jährlich kostete, zunächst und vollständig in der Absicht, die theuren Journale durch diese Concurrenz zu Grunde zu richten und damit der Regierung die lästigen Feinde vom Halse zu schaffen. Es war dies der erste diabolische Wurf, mit dem Girardin den französischen Journa-

lismus packte, um ihn in eine neue gewinnbringende Bewegung zu versetzen. Denn es wurde ihm leicht, mit dem Gelde der Regierung, die gern zu einem der gegnerischen Presse den Tod drohenden Unternehmen die Hand bot, eine Zeitung zu begründen, die auf der andern Seite durch ihren billigen und volksthümlichen Preis wieder einen durchaus demokratischen Stachel in sich trug. Indem Girardin die Vierzig-Francs Presse schuf, machte er den Journalismus zu einem neuen Bewegungs-Element im Volke selbst, und half einen principiellen Umschlag in der öffentlichen Meinung vorbereiten. Denn eine wohlfeile Presse arbeitet immer der demokratischen Presse in die Hand, oder schlägt binnen Kurzem in dieselbe um. Ein ähnliches Experiment hatte er schon einige Jahre vorher mit dem Journal des connaissances utiles gemacht. Bei der Gründung des Journals La Presse zu 40 Francs war zugleich der finanziell richtige Gedanke veranschlagt worden, daß eine Zeitung ihren Bestand nicht in ihrem Abonnements-Preis, sondern in ihren Inseraten suchen müsse. Der Preis einer Zeitung war bis zu der Unternehmung Girardin's 80 Francs gewesen, und die Kostspieligkeit eines solchen Instituts schien selbst bei einem Absatz von 10,000 Abonnenten noch keinen sehr bedeutenden Gewinn ab-

zuwerfen. Girardin steigerte durch das billige Abonnement den Absatz seiner Zeitung auf eine Höhe von 50 bis 60,000 Abonnenten und wußte durch ein großartig ausgestattetes Feuilleton den Lesereiz so anzufachen, daß das Blatt in allen Kreisen sich einbürgerte, wodurch es zugleich für das der Insertionen bedürfende Publikum zu einer Nothwendigkeit wurde.

Bei der Begründung der „Presse" hatte sich Girardin nicht nur als ein industrielles Genie ersten Ranges offenbart, sondern er bezeichnete dieselbe auch als guter Schütze durch eine blutige Waffenthat, indem er den biedern Republikaner Armand Carrel, den Redakteur des National, der gegen den Prospectus des neuen Journals seine Verachtung ausgedrückt hatte, in einem Duell auf Pistolen niederschoß. Sein Ruf als Ehrenmann erlitt aber gleichzeitig schon einen sehr empfindlichen Stoß, indem seine Person in zwei Betrugsprocesse verwickelt wurde, von denen der eine gegen die von ihm gegründete Actien-Gesellschaft des Musée de Familles angestellt war, der andere gegen ein auf Täuschung berechnetes Actien-Unternehmen, das zur Ausbeutung der Steinkohlengruben von St. Berain gegründet worden. Dies waren die Anfänge der Scandalgeschichten, in denen sich Girardin's Namen und Charakter seitdem unaufhörlich umherwälzten, und

in denen er zwar stets seine Freisprechung zu erlangen wußte, aber doch so, daß die öffentliche Meinung sich mit Entschiedenheit gegen ihn aussprach, und mit ihrer hinlänglich ihm fühlbar gewordenen Verachtung ihn belastete.

Unter dem Julikönigthum hatte Girardin offenbar nur im Interesse der Monarchie gearbeitet, und seine Absprünge liefen nur zwischen Molé, Thiers und Guizot, oft unter den geistreichsten und einleuchtendsten Motiven, umher. Zuweilen kehrte er aber auch gegen das Ministerium den schreckenerregenden Pferdefuß heraus, indem er einst zum Erstaunen aller Leute plötzlich mit den infamirendsten Anklagen gegen die Minister auftrat, sie des Verkaufs von Stellen, Titeln und Orden, ja selbst von Gesetzentwürfen, beschuldigte, und nicht übel Lust bezeugte, mit seiner Schreibfeder auch einmal den Augiasstall der constitutionnellen Wirthschaft in seinen geheimsten Schlupfwinkeln zu kehren. Es war jedoch immer nur das augenblickliche Aufwerfen der Staubwolke, auf das es Girardin ankam, und er selbst zog sich sogar mit einer gewissen Grazie und dem völligen Anstand eines Biedermannes wieder daraus zurück, nachdem er in dem letzteren Falle sogar vor dem Pairshofe seine Freisprechung zu erlangen gewußt.

So kam die Februar-Revolution heran, die Girardin als ein richtiger Laubfrosch schon einige Zeit vorher in allen seinen Gliedern gefühlt und aus dem Jucken seines Daumens geweissagt hatte. Um sich das angemessenste Handeln vorbehalten zu können, stieg er kurz vor dem Ausbruch der Revolution aus dem steifen Sattel der Deputirtenwürde herunter, und nahm seine Entlassung, indem er in seinem Redactions-Bureau mit Argus-Augen den sich entwickelnden Gang der Ereignisse beobachtete. Seine erste Rolle auf dem neuen schlüpfrigen Boden der Februar-Republik war eine Komödien-Rolle, die er mit einer Bravour ohne Gleichen ausführte. Die neuen Republikaner Frankreichs hatten sich zu einer Gedächtnißfeier am Grabe Armand Carrel's, der immer für das Ideal eines ächten republikanischen Charakters gegolten, versammelt. Girardin faßte den erstaunenswerth kühnen Entschluß, bei dieser Gelegenheit in der Mitte seiner Gegner, denen er bis dahin nur für das Werkzeug der gestürzten Regierung gegolten, zu erscheinen. Als Mörder des Mannes, den man betrauerte, trat er mit feierlichen wankenden Schritten in die Mitte des symbolischen Trauercultus hinein, seine bleichen Wangen, seine schlotternden Glieder, seine flehenden Augen

boten das hinreißendste Bild der Reue und Zerknirschung eines edlen, aufrichtigen Menschen dar.

Kaum hatte man noch Zeit, im Zorn und Unwillen gegen ihn aufzubrausen, als er schon durch seine leise anhebenden Klageworte zu fesseln wußte. Man traute seinen Ohren nicht, aber Girardin legte ein Geständniß ab, daß er ein schwacher und erbärmlicher Mensch sei, der viel gesündigt, der aber noch unglücklicher als schuldig sei, denn der barbarische Gebrauch des Duells, den gewiß Niemand je tiefer beklagt als er, habe ihn dazu getrieben, den edelsten der Franzosen zu tödten. Er schloß dann mit einer begeistert flammenden Aufforderung, an diesem Grabe die Versöhnung aller Parteien feierlich und friedlich zu begehen. Der Theatercoup gelang mit einer stürmischen Wirkung, man flog mit französischer Rührung der neuen Maske zu, und Girardin illustrirte die ersten Wochen der Februar-Republik durch seine schönsten, in einem innigen patriotischen Ton geschriebenen Artikel.

Es dauerte aber nicht lange, so kündigte Girardin schon wieder eine gewaltige Schwenkung in seiner „Presse“ an, indem er der provisorischen Regierung als einer ihrer heftigsten Gegner, als schneidender Kritiker aller ihrer Maaßregeln, und zum Theil als Unheilsprophet der kommenden Juni-Ereignisse, gegen-

überstand. Es schien ihm jetzt nur darauf anzukommen, sich wieder so unpopulair als möglich zu machen, und als ihm das Volk eines Tages die Maschinen seiner Zeitung zertrümmerte, schien er für seine neuen Pläne grade auf ein solches Intermezzo gerechnet zu haben. Er nahm jetzt eine ausweichende Stellung zu allen Parteiströmungen an, die sich im Schooße der Republik zu bilden angefangen, und indem er mit der Virtuosität eines Eiertänzers jeder Verwickelung persönlich aus dem Wege ging, ließ er seine Artikel jetzt nur Staatsweisheit und guten Rath für die Republik ausschwitzen. Nur gegen eine einzige Persönlichkeit der Republik schien er sich noch mit wirklich krampfhafter Wuth gerichtet zu haben, und dies war eigentlich der anständigste und ehrenhafteste Charakter unter allen Februar-Republikanern, nämlich Cavaignac. Girardin wußte aber schon, was er that, als er mit allen ihm zu Gebote stehenden Kräften Cavaignac angriff. Er tauchte damit seine Feder schon wieder in eine neue Tinte, die vor der Hand noch eine sympathetische war, und den Namen Louis Napoleon zwar noch nicht völlig lesbar, aber doch schon in durchblitzender Geheimschrift, erkennen ließ.

Die Dictatur Cavaignac's machte zwar noch einen Augenblick lang einen Querstrich, denn Herr von Girardin

mußte sich auf einige Tage in's Gefängniß begeben, aber kaum sah er sich wieder seiner Freiheit und seiner Zeitung zurückgegeben, so begann er nun ganz offen die Candidatur Louis Napoleons zum Präsidenten der französischen Republik aufzustellen. Daß er dies nicht auf seine eigene Hand als ein Improvisator gethan, der auf einem neuen Reim herumstolzirt, konnte man von dem rein praktischen und nur mit greifbaren Dingen speculirenden Genie Girardin's erwarten. Die in diesem Moment schon organisirte napoleonische Partei, welche sich bereits näher an diejenigen Männer Frankreichs herantastete, mit deren Händen sie würde arbeiten können, hatte in ihm den rechten Mann gefunden. Girardin war in der That der Erste gewesen, der das napoleonische Stichwort in der französischen Republik ausgesprochen, und er begann nun für sich allein die ganze Maschinerie aus Leibeskräften in Bewegung zu setzen.

Die napoleonische Rolle Girardin's schien jedoch bereits wieder mit dem Staatsstreich des 10. December ihr Ende erreicht zu haben, und es müssen in jenen Augenblick gewisse Fäden entzwei gerissen sein, die man nicht kennt. Vielleicht hatte Girardin auf eine größere Belohnung seiner Dienste gerechnet, denn der Gedanke, Minister zu werden, stand auch ihm

nicht zu fern. Am liebsten hätte er wohl schon unter der Julireigerung diesen Lieblingstraum der französischen Journalisten verwirklicht gesehen, und man erzählt sich, daß Girardin es gewesen, welcher dem König Louis Philippe in dem Augenblick, wo ihn die Wirbel der Februar-Revolution bereits erfaßten, den Rath gegeben habe, abzudanken und die Herzogin von Orléans zur Regentin zu erklären. Mit der letzteren soll das Uebereinkommen wegen eines Girardin'schen Minister-Portefeuille's bereits sicher gestellt gewesen sein. Louis Napoleon war aber am allerwenigsten der Herrscher, der Minister aus Zeitungspapier brauchen konnte. Er ließ sich lieber einige Monate lang die indirecte Polemik gefallen, mit welcher Girardin täglich an der Spitze seines Blattes einige Artikel der über Bord geworfenen republikanischen Verfassung abdrucken ließ, um damit auf eine oft höchst schlagende Weise die Tagessituation zu contrastiren. Zugleich begann Girardin in dieser Zeit eine socialistische Färbung anzunehmen, und sich zum Propheten des allgemeinen Stimmrechts, als des einzig heilbringenden Evangeliums für Staat und Gesellschaft, zu machen. Mit den letzteren Idee nscheint er aber für Louis Napoleon von neuem ein wichtiger Mann geworden zu sein, und ihre vertrauten Unterhaltungen über die Kunst des Herrschers, mit dem all-

gemeinen Stimmrecht zu operiren, befestigten sogar eine Art von Freundschaftsband des Präsidenten und bald darauf des Kaisers mit dem Journalisten. Die Einwirkungen Girardin's nach dieser Seite hin sind jedenfalls sehr bedeutend gewesen, und wer ihn näher gekannt hat, wird es begreifen, daß gerade der Kaiser Werth auf den Ideen-Austausch mit einem Manne legen konnte, der fast auf allen Saiten der Zeit mit großen Griffen gespielt, der in dem Maschinenwesen, mit dem man politische Situationen umdreht, so genau Bescheid wußte, und in der Kenntniß der Menschen und des Publikums, wie in der Verachtung der öffentlichen Meinung, seines Gleichen suchte.

Das Verhältniß des Kaisers zu Girardin hat sich neuerdings offenbar abgefunden, und die „Presse" ist, wie alle übrigen Blätter, ein dürres Stoppelfeld geworden, durch welches der Wind der imperialistischen Politik hin und her fährt. Die höheren Offenbarungen derselben werden aber darin nicht laut, denn auf der einen Seite ist Girardin ein zu origineller und zu wenig disciplinirter Geist, um im Einzelnen nach Eingebungen arbeiten zu können, auf der andern Seite aber war er nicht mehr brauchbar, sobald die Kaiser-Politik sich fast ausschließlich zur auswärtigen Politik zu machen begann und auf den Höhen derselben seine eigentliche

Machtbegründung zu gewinnen strebte. Die auswärtige Politik war aber stets die schwache Seite Emil von Girardins gewesen, der sein ächtes Ringer-Talent nur da glänzend und sogar mit einem Anschein von Ideentiefe entfalten konnte, wo es sich um die inneren Parteistellungen, um ihre Sophistereien und ihr Kopfstehen, handelte. Girardin zog sich daher auch in der letzten Zeit mehr und mehr auf die Geldsäcke seiner Zeitung zurück, und spielte auf denselben den vornehmen Mann, während er, wie die französischen Schneider, die am liebsten einen Deutschen in Arbeit nehmen, Herrn Nefftzer, einen geborenen Deutschen, mit der Hauptredaktion der Presse betraute. Die kenntnißreiche und einsichtige Feder dieses Journalisten hält die Zeitung zusammen, soviel sie unter den heutigen Verhältnissen zusammengehalten werden kann, oder füllt die Lücken, die in der Politik eintreten müssen, wenigstens mit sachlich anziehenden Artikeln aus.

Herr von Girardin selbst sucht jetzt durch eine glänzende gesellschaftliche Position zu ersetzen, was ihm an Ehrenstellen ausgeblieben oder durch die eingetretene Wirkungslosigkeit des Zeitungswesens an Einfluß verloren gegangen ist. Nachdem er die liebenswürdige Delphine Gay, die einen Salon im besten französischen Stil zu machen verstand, durch den Tod verloren, hat er die Dame

seines Hauses bald wieder ersetzt durch seine Verheirathung mit Mlle. Brunold Gräfin von Tiefenbach, einer erst einundzwanzigjährigen, wegen ihrer großen Schönheit und Anmuth in der Pariser Gesellschaft gefeierten jungen Dame. Die Mutter der jetzigen Frau von Girardin war in zweiter Ehe Wittwe des Prinzen Friedrich von Nassau, der vor mehreren Jahren als österreichischer General in Wien starb. So ist es dem Journalisten, den die Gesellschaft durch seine Geburt geächtet und ausgestoßen hatte, doch gelungen, durch sein Talent Reichthum, und trotz aller Zerfressenheit seines Rufs eine sociale Stellung auf den Höhen der Gesellschaft zu gewinnen. Es ist dies ein ächter Typus moderner Zeitcharaktere: das männliche Pendant zum weiblichen Courtisanenthum. Denn wie die Frau an die zweideutigen Elemente der Gesellschaft sich verliert, indem sie den Begriff der Weiblichkeit nur noch als industrielles Modeproduct bezeichnet: so kann der Mann, der mit consequenter Benutzung seines Vortheils seine Laufbahn verfolgt, nur noch als Schwindler und Gaukler ein angesehener, ja selbst ein ehrlicher Mann bleiben. —

Das einzige Journal, welches sich unter dem heutigen Kaiserreich einen ziemlich selbständigen Ruf erhalten, ist das Siècle, ebenfalls eines der Vierzig-

Francs-Journale, das mit der Presse ziemlich gleichzeitig auf die Bahn getreten, und zu seinem Hauptredacteur den jetzigen Staatsrath Havin, früheren Präsidenten der Nationalversammlung, hat. Das Blatt hat noch bis in die neueste Zeit hinein gewissermaßen für ein demokratisches Organ gegolten, so daß man sich hin und wieder sogar versucht gefühlt hat, in einzelnen seiner Aeußerungen die Kundgebungen einer im Lande noch bestehenden republikanischen Partei herauszuwittern. Einst schrieben allerdings Cavaignac und andere blaue Republikaner im Siècle, aber die Stelle, auf der sie in demselben wirkten, ist heut längst überwachsen durch die auch hier unbedingt maßgebend gewordene imperialistische Situation. Sollte das Siècle noch an irgend einer Ecke einem demokratischen Organ ähnlich sehn, so darf man mit Bestimmtheit annehmen, daß dies eine Demokratie mit kaiserlicher Bewilligung ist, die in dem politischen Sumpf einige Wellen aufwirft, welche man gerade für ersprießlich erachten will. Herr Havin selbst ist aber der Typus der französischen Liebenswürdigkeit, der Alles zur rechten Zeit zu thun weiß, der Gesinnung hat wo er Gesinnung haben darf, und der die Republik lieben würde, wenn er nicht das Kaiserthum lieben müßte. Von dieser Art sind auch die Redaktoren, welche er sich an die Seite gestellt

hat, und von denen jetzt der politische Theil des Blattes geleitet und gearbeitet wird. Unter diesen sind besonders die Herren Edmond Texier und Jourdan zu nennen. Es sind dies ehrenwerthe Männer, die aber genau wissen, wie weit sie die Kohle in die Hand nehmen können, ohne sich die Finger zu verbrennen. Hr. Texier, durch mehrere literarhistorische und kritische Arbeiten ehrenvoll bekannt, hat auch als politischer Artikelschreiber ein gewisses Gewicht erlangt, denn er weiß sich geschickt so anzustellen, als ob seine frühere republikanische Gesinnung jetzt durchaus kein Loch erhalten hätte, sondern als ganz natürliche Unterlage die heutige imperialistische Politik, die er betreibt, stützte. Jourdan war aber in früherer Zeit sogar Legitimist und zugleich Saint-Simonist, und wir waren einigermaßen erstaunt, ihn bei der Redaktion des Siècle wiederzufinden, was auch bei diesem unendlich gediegenen und geistvollen Mann auf dieselbe Umschlagstheorie der Geister hindeutet, die heut an die Stelle aller ideellen Entwickelung getreten zu sein scheint. Als wir in früheren Jahren die persönliche Bekanntschaft Jourdan's in Berlin machten, wo er sich mit der Hegel'schen Philosophie vertraut zu machen strebte, erschien er uns wie ein liebenswürdiger Schwärmer, dessen Kopf sich für die Zukunft der ganzen Mensch-

heit erleuchtete. Er versicherte uns häufig, daß sein Legitimismus eine Sache des Herzens sei, daß er aber in dem Saint-Simonismus den ächten Anfang einer Philosophie der Gesellschaft erblicke, die in dem Maaße, als sie zur Verwirklichung vorrücke, auch über alle politischen Parteiunterschiede durch einen neuen schöpferischen Act glücklich hinweghelfen werde. Den Legitimismus hat er seitdem natürlich ebenso weit über Bord geworfen, als man dies in der heutigen Epoche mit allen andern Herzenswünschen zu thun gelernt hat. Denn die legitimistische Partei ist die gefährlichste in den Augen des heutigen kaiserlichen Gouvernements geblieben, weil sie die einzige ist, deren Organisation in einer bestimmt gegebenen Idee beruht, und die sich darum auch heimlich an ihren Erkennungszeichen überall zusammenfinden kann. Die Legitimisten sind die eigentliche Oppositionspartei, die sich dem napoleonischen Kaiserthum gegenüber zum Theil auf dem Platze erhalten, und die in diesem Augenblick zu einer Coalition mit der republikanischen Partei geneigter scheint, als man dies bisher angenommen. Jourdan hat sich aber auch nicht zur imperialistischen Politik bekehrt, sondern er treibt dieselbe nur, wie sie das ganze Siècle und alle Welt in Frankreich betreibt. Es bleibt dabei immer noch genug Gelegenheit, sich als geistreicher

Mann und als Franzose zu zeigen, und so lebt und schreibt man darauf los, um in der Tretmühle der Situation wenigstens thätig zu sein und Geschäfte zu machen.

Mit der Bedeutung der Zeitungen hat auch ihre Verbreitung unter der Regierung Napoleons III. einen ziemlichen Stoß erlitten. Der Werth der Zeitungen besteht nur noch in ihrer Behandlung der auswärtigen Politik, und fällt darum nach Außen in ein gewisses diplomatisches Gewicht, während die innern Zustände darin wie die loci deserti auf einer Landkarte bezeichnet erscheinen. Die Zeitungen sind darum auch durchgängig in ihren Abonnements zurückgegangen, und machen sich überhaupt in dem Leben von Paris nicht mehr auf eine so specifische Weise bemerklich, als dies namentlich in der constitutionnellen Epoche und in den ersten Jahren der Februar-Republik der Fall war. Die Zeitungsausrufer in den Theatern beschränken sich nur noch auf den Entreacte und das Programme du soir, während man sonst von ihren wiehernden und schmetternden Stimmen die politischen Journale aller Parteien ausgeboten hörte, wenn beim eintretenden Zwischenact der Vorhang eben noch im Fallen begriffen war. Die kleinen Zeitungstische an den Eingängen der Theater und des Palais royal

wie auf den Boulevards werden zwar noch allabendlich aufgerichtet und mit einem Stümpfchen Licht dem Journale kaufenden Publikum beleuchtet, aber namentlich dieser Einzelverkauf der Zeitungsnummern, der früher den Absatz außerordentlich steigerte, scheint auf ein sehr spärliches Geschäft zurückgekommen zu sein. Wie sollte man auch nach einer Lectüre begierig sein, in der man gerade nur Das erfährt, was man erfahren darf, und bei der man höchstens Das ahnt, was man nicht wissen soll. Die französischen Zeitungen muthen der Nation, die sie liest, eine Selbstkasteiung zu, die man nicht von Jedermann verlangen kann. Die Zeitungskäufer auf den Boulevards sind heut gewöhnlich übermüdete Fremde, die einmal etwas früher in ihr Quartier zurückkehren wollen, und noch ein Journal in ihre Tasche stecken, um beim Schlafengehn einen dämmernden Blick auf den Stand der napoleonischen Politik zu werfen, oder sich einen Schlachtplan für den morgenden Besuch der Theater- und Vergnügungs-Locale daraus zu machen. Am meisten wird auf den Straßen die Patrie und die Presse gekauft. Andere Zeitungen, wie die Débats, das Siècle, die Assemblée nationale, hört man niemals mehr auf den Straßen ausgeboten. Am beharrlichsten und zudringlichsten sind noch immer die Ausrufer der Patrie

geblieben, eines Blattes, welches längere Zeit hindurch das einzige war, dem der Straßenverkauf überhaupt gestattet schien, und das, durch finanzielle und politische Speculanten begründet, schon mitten in der Februar-Republik die napoleonischen Sympathieen geschickt anzuregen verstand. Es ist seitdem ein guter journalistischer Straßenläufer geblieben, und wird zum Auswaschen der gewöhnlichen Wäsche mit Vorliebe gebraucht.

Die Unterdrückung der Preßfreiheit kann für einen absoluten Herrscherwillen auch etwas sehr Unbequemes und Störendes haben. Es wird sich dies namentlich zeigen, wo Conflicte mit einer andern Macht entstehn, welche im Innern ihres Landes der Presse ihre natürliche und organische Stelle als Ausdruck der öffentlichen Meinung belassen hat. Die englisch-französische Allianz hat schon darin eine wesentliche Kluft in sich offen gelassen, daß ein Staat mit nationaler Preßfreiheit sich einem andern gesellte, in welchem die Presse, wenn sie wirklich etwas zu sagen wagte, nur den befohlenen Ausdruck des Gouvernements in sich aufnehmen kann oder allenfalls den Sündenbock für die Absichten ihrer Regierung abzugeben vermag. Dies kam schon auf eine sehr bedenkliche Weise bei den Differenzen zu Tage, welche hin-

sichtlich der Ausführung des Pariser Friedensvertrages, namentlich Rußland gegenüber, in dem Verhältniß Englands und Frankreichs hervortraten. Die Angriffe der französischen Presse gegen die englische Politik konnten bei dieser Gelegenheit nur auf die Rechnung des kaiserlichen Gouvernements selbst gesetzt werden, und dies rief jenen merkwürdigen Sturm in der gesammten englischen Presse gegen die heutigen imperialistischen Institutionen Frankreichs hervor, die für die Fortdauer der Allianz mindestens gefahrdrohend erscheinen mußten. Man sah, wie die englische Preßfreiheit an den Pforten der englisch-französischen Allianz eine Wacht hält, welche sich im Interesse der Prinzipien mit jener kühnen Rücksichtslosigkeit, die in ihrem Blut und ihrer nationalen Stellung liegt, dort aufgestellt hat. Einer solchen Position gegenüber erscheint eine Presse, die bloß ein officiöses künstliches Machwerk ist, nicht nur in ihrer ganzen Schwäche und Bedeutungslosigkeit, sondern sie hilft auch auf eine gefährliche Weise die Schleier, welche über dem ganzen Staatssystem liegen, herunterziehen. —

---

sichtlich der Ausführung des Pariser Friedensvertra-
ges, namentlich Englands gegenüber, in dem Streit
als Engländer und Franzosen [illegible]. Die An-
gabe der französischen Presse gegen die englische Po-
litik [illegible] [illegible] Gelegenheit und auf die Rich-
tung des [illegible] Gouvernements [illegible] [illegible]
den, und [illegible] [illegible] [illegible] Stunde in ein
[illegible] [illegible] [illegible] gegen die [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] Frankreichs [illegible], als für die
[illegible] des [illegible] [illegible] [illegible] werden
[illegible]. Man sah, wie die englische [illegible]
an den [illegible] [illegible] [illegible] Haltung eine
[illegible] [illegible] [illegible] im [illegible] der [illegible]
und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] eine Stelle,
die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] nicht
[illegible] [illegible] ganzen [illegible] und [illegible]
[illegible], [illegible] sie sich auch auf eine [illegible] [illegible]
die [illegible], welche [illegible] des ganzen [illegible] in
[illegible] [illegible].

V.

Die napoleonische Idee.

Das napoleonische System lebt in dem Geiste des gegenwärtigen Kaisers der Franzosen keineswegs als eine rohe Gewalt-Construction, sondern es beruht, wie sehr auch die von ihm herbeigeführten thatsächlichen Zustände dagegen streiten mögen, auf einer ideellen Basis, die von Napoleon III. mit einem gewissen Tiefsinn und mit schwärmerischem Ernst ergriffen und ausgebildet worden ist. Schon unter den Drangsalen seiner ersten Jugend und in den merkwürdigen Entwikkelungskämpfen, die Louis Napoleon durchzumachen hatte, beschäftigte er sich damit, „die napoleonische Idee" zu finden, und seine Werke, die zuerst im

Jahre 1848 gesammelt erschienen,*) enthalten darüber die eigenthümlichsten Geständnisse und Begründungsversuche. Man wird einst auf diese in vieler Beziehung den Stempel der inneren Aechtheit an sich tragenden Aeußerungen zurückkommen müssen, um eine historische Erscheinung, wie die Napoleons III., die durchaus nicht nach dem Typus einer alten und traditionellen Despotie in der Geschichte zu bemessen ist, in ihren innersten Gründen und Voraussetzungen richtig beurtheilen zu können. Die napoleonische Idee ist aber wesentlich ein Gedankenbild Napoleons III. Sie ist der Geist, der ihm aus dem Grabmahl von St. Helena emporgestiegen, als er an demselben alle seine heißen Zukunftsgedanken beten gehen ließ, und dieser Geist offenbarte es ihm wie ein Vermächtniß des todten Heldenkaisers, daß die Welt ihren schöpferischen Mittelpunct, aus dem sie sich neu gestalten, ordnen und dauernd befestigen werde, in der Idee des Napoleonismus gefunden habe.

Diese Offenbarung konnte aber Louis Napoleon nur mit Hülfe eines verschmitzten combinatorischen Verstandes, der seinem fanatischen Glauben an sich

*) Oeuvres de Louis-Napoléon Bonaparte, publiées par M. Charles-Edouard Temblaire. 3 Tom. Paris, Librairie Napoléonienne.

selbst und seine Bestimmung das Gleichgewicht hielt, aus dem Leben und den Thaten Napoleons I. schöpfen. Der Macchiavellismus, mit dem er ein napoleonisches Evangelium zurechtmachte, war aber ursprünglich noch mit vielen unschuldigen und zarten Jugendträumen durchflochten, und nahm von denselben einen gewissen Schmelz der Wahrheit an, mit dem Louis Napoleon die sogenannte napoleonische Idee zu verklären und feierlich zu zeichnen wußte. Napoleon war ihm der politische Messias der Völker, der auf den rauchenden Trümmern der Revolution erschienen war, und dort, nachdem er das Chaos gelichtet, die Wahrheiten von den Leidenschaften gesondert und das Lebensfähige von dem Todeswürdigen geschieden, die große moderne Synthese gefunden und verkündigt hatte, durch welche die beiden großen, bisher mit einander kämpfenden Principien der modernen Welt, nämlich die Freiheit und die Nothwendigkeit, die Autorität und die Selbstbestimmung, versöhnt und zu einem einheitlichen schöpferischen System des Völkerglückes in einander gestaltet werden sollten.

Wenn Louis Napoleon seinen Onkel im eigentlichsten Sinne für den modernen politischen Messias erklärte, so hatte er auch ein Gedankenbild, in welchem er, gleichwie einst der Teufel von den Zinnen des

Tempels dem Erlöser die Welt zeigte und anbot, so die sterbende Revolution sah, welche den großen Napoleon zu ihrem executor testamenti ernannte, und die folgenden Worte zu ihm redete:

„Befestige auf starken Grundsäulen die Hauptresultate meiner Bestrebungen, mache die in sich gespaltenen und getrennten Franzosen einig, stoße das gegen mich verbündete feudale Europa zurück, vernarbe meine Wunden, kläre die Nationen auf, führe in seiner ganzen Ausdehnung aus, was ich in der Tiefe zu begründen begonnen; sei für Europa das, was ich für Frankreich gewesen bin; und solltest Du selbst mit Deinem Blut die Sache der Civilisation befeuchten müssen, solltest Du alle Deine Absichten verkannt und die Deinigen geächtet und ohne Vaterland in der Welt herumirren sehn, so verlaß doch niemals die heilige Sache des französischen Volkes und bringe sie zu ihrem Triumph durch alle Mittel, die der Genius nur erdenken kann und welche die Menschheit billigt.“*)

Dies war die große Mission, welche Napoleon zuertheilt war, und die er, nach der Meinung des Neffen, bis auf ihren letzten Punkt zur Ausführung und Vollendung gebracht, obwohl es sich um die Riesen-Aufgabe han-

*) „Des Idées napoléoniennes“ (geschrieben in England im Jahre 1839). Oeuvres de Louis-Napoléon Bonaparte T. I. 195.

delt, eine noch von Haß und Zwietracht zerrissene Gesellschaft in einer neuen principiellen Ordnung zusammenzufassen, und sich dabei derselben Instrumente, die bis dahin zum Zerstören gedient, nun zum Aufbauen zu bedienen. Die napoleonische Idee bedurfte aber zu dieser schaffenden Friedensmission auch wieder wesentlich des Schwertes, und Louis Napoleon nennt es in seiner angeführten Schrift das Schwert des Brennus, welches der Napoleonismus bei allen europäischen Handlungen und Verträgen zu Gunsten der Civilisation in die Wagschalen zu legen haben werde.

Um zu zeigen, was die napoleonische Idee ist, geht Louis Napoleon in seiner Begründung derselben von der Behauptung aus: daß ohne das Consulat und das Kaiserthum die französische Revolution nur ein großes stürmisches Drama gewesen wäre, das zwar große Erinnerungen, aber niemals thatsächliche Spuren hinterlassen haben würde. Unseres Wissens hat es Louis Napoleon in den Idées napoléoniennes zuerst ausgesprochen, daß die französische Revolution mit allen ihren Errungenschaften in einer Contrerevolution untergetaucht wäre, wenn nicht Napoleon das Gegentheil davon bewirkt hätte, indem er die Revolution in den innersten Grundlagen von Frankreich festgewurzelt und die wesentlichsten Wohlthaten der großen Krisis von

1789 überall in Europa eingeführt habe, oder, wie sich Napoleon selbst ausgedrückt, indem er „die Revolution von ihren Flecken rein gewaschen, die Könige fester begründet und die Völker geadelt habe." Diese ganze Behauptung ist freilich nur eine künstliche Fiction, denn die französische Revolution ging allerdings in einer Contre-Revolution zu Grunde, die aber eben den Namen Napoleon führte, und dem revolutionairen Princip eine Spitze gab, auf der es sich in eine aller Ideen baare Welt des Krieges und Ruhmes hinüberbalanciren mußte. Wenn Napoleon I. selbst es aussprach: daß „der Herrscher mit jeder seiner Fiber der des Volkes entsprechen müsse," so konnte dies, seiner ganzen Stellung und allen seinen Absichten nach, doch nur das Volksregiment der Trommel sein, bei deren Anschlag Feldherr und Soldaten sich mit jeder Fiber begegnen, und welche im Kriegsmarsch im eigentlichen Sinne die Identität des Befehlenden und der Gehorchenden ausdrückt. Die napoleonische Idee kann daher nur die Trommel zu ihrem Symbol haben, und jede andere politische Regierungsform wird bei ihr in diesem Symbol untertauchen müssen. Es gehört darum ein erfinderischer Tiefsinn ohne Gleichen dazu, wenn es in den Idées napoléoniennes ohne Weiteres heißt: „Der Kaiser muß als der Messias der neuen Ideen

betrachtet werden!" (l'Empereur doit être considéré comme le messie des idées nouvelles.)

Man höre aber, wie der jetzige Kaiser der Franzosen selbst diesen Messianismus der napoleonischen Idee begründet hat:

„Aus allen politischen Erschütterungen hebt sich eine moralische, progressive, civilisirende Idee hervor. Die napoleonische Idee ist aus der französischen Revolution wie Minerva aus dem Haupt Jupiters hervorgestiegen: den Helm auf dem Haupt und ganz bedeckt mit Eisen. Sie hat gekämpft, um zu existiren, hat triumphirt, um zu überzeugen, sie hat unterlegen, um sich aus der Asche wiederzugebären: darin ein göttliches Beispiel nachahmend!

Die napoleonische Idee besteht in der Wiederaufrichtung der französischen Gesellschaft, welche durch funfzig Jahre der Revolution umgestürzt worden, in der Wiederherstellung der Ordnung und Freiheit, der Rechte des Volks und der Prinzipien der Autorität.

In der Mitte stehend zwischen zwei erbitterten Parteien, von denen die eine nur die Vergangenheit, die andere nur die Zukunft sieht, nimmt sie die alten Formen und die neuen Principien an.

Indem sie dauerhaft begründen will, stützt sie ihr System auf die ewigen Principien der Gerechtigkeit

und zerbricht unter ihren Füßen die reactionairen Theorieen, welche durch die Excesse der Parteien geboren worden sind.

Sie ersetzt das erbliche System der alten Aristokratieen durch ein hierarchisches System, welches, indem es die Gleichheit zusichert, das Verdienst belohnt, und die Ordnung garantirt.

Sie findet ein Element der Kraft und der Stabilität in der Democratie, weil sie dieselbe disciplinirt.

Sie findet ein Element der Kraft in der Freiheit, weil sie mit derselben ihr Regiment weise vorbereitet, indem sie erst breite Unterlagen feststellt, bevor sie das Gebäude aufrichtet.

Sie folgt nicht dem ungewissen Gang einer Partei, noch den Leidenschaften der Menge; sie befiehlt durch die Vernunft, sie führt an, weil sie voran geht.

Ueber den politischen Coterieen schwebend, erhaben über alles nationale Vorurtheil, sieht sie in Frankreich nur Brüder, die leicht auszusöhnen sind, und in den verschiedenen Nationen Europa's nur die Glieder einer einzigen großen Familie.

Sie schreitet nicht vorwärts, indem sie trennt und spaltet, sondern indem sie versöhnt, sie vereinigt die Nation, statt sie zu theilen. Sie giebt Jedem die Verwendung, die ihm gebührt, die Stelle, die er seinen

Fähigkeiten und seinen Werken nach verdient, ohne von irgend Jemand Auskunft zu fordern über seine Meinungen und seine politischen Antecedentien.

Da sie keinen andern Zweck hat, als das Gute, sinnt sie nicht darauf, durch was für künstliche Mittel sie eine schwankende Macht stützen kann, sondern nur durch welche Mittel sie das Land glücklich machen kann.

Sie legt nur Werth auf die Dinge, sie haßt unnütze Worte. Die Maßregeln, welche Andere zehn Jahre lang discutiren, führt sie in einem einzigen Jahr aus. Sie schwimmt mit vollen Segeln auf dem Ocean der Politik, statt in einem morastigen Teich zu bleiben, um da unnöthigerweise alle Arten von Segelwerk zu probiren.

Sie weist jene Polemik des Tages zurück, welche den religiösen Discussionen des Mittelalters gleicht, wo man sich für die metaphysischen Fragen über die Transsubstantiation des Blutes unseres Heilands schlug, statt sich über die großen evangelischen Principien zu verständigen. Auch erhebt sie niemals ihre Stimme, um ein microscopisches Gesetz über eingebildete Garanticen, reactionnaire Absperrungen oder verstümmelte Freiheiten zu tadeln oder zu bewillkommnen.

Die napoleonische Idee zertheilt sich in so viele

Zweige, als das menschliche Genie verschiedene Phasen hat; sie will den Ackerbau beleben, sie erfindet neue Producte, sie entlehnt dem Ausland die Neuerungen, die ihr nützlich sein können. Sie ebnet Berge, durchschneidet Flüsse, erleichtert die Verkehrswege und nöthigt die Völker sich die Hände zu reichen.

Sie verwendet alle Arme und Intelligenzen. Sie geht in die Hütten, nicht mit den unfruchtbaren Erklärungen der Menschenrechte in der Hand, aber mit den nothwendigen Mitteln, um den Durst des Armen zu löschen, um seinen Hunger zu stillen, und dazu hat sie noch eine Geschichte des Ruhms, welche die Vaterlandsliebe erweckt! Die napoleonische Idee ist wie die evangelische Idee: sie flieht den Luxus, und bedarf weder des Pompes noch des Glanzes um durchzudringen und sich Aufnahme zu bereiten, nur in der äußersten Noth ruft sie den Gott der Armen an. Demüthig ohne Niedrigkeit, klopft sie an alle Pforten, empfängt Beleidigungen ohne Haß und ohne Rache und geht, ohne sich aufzuhalten, immer vorwärts, weil sie weiß, daß das Licht ihr vorangeht und daß die Völker ihr folgen.

Die napoleonische Idee hat das Bewußtsein ihrer Stärke, und deßhalb stößt sie die Corruption, die Schmeichelei und die Lüge, diese schlechten Hülfsmittel

der Schwäche, von sich. Obgleich sie Alles von dem Volk erwartet, schmeichelt sie ihm nicht; sie verachtet diese Phrasen, des democratischen Kammerherrenthums, mit denen man den Massen schmeichelt, um sich verächtliche Sympathieen zu gewinnen, jenen Höflingen nachahmend, die dem großen König in seinem Alter Weihrauch streuten, indem sie die Vorzüge priesen, die er doch nicht mehr besaß. Ihr Zweck ist nicht sich eine vorübergehende Popularität zu schaffen, indem sie kaum erloschenen Haß wieder entzündet und gefährlichen Leidenschaften schmeichelt; sie sagt Jedem, sei er König oder Tribun, reich oder arm, was sie denkt, sie bewilligt Lob oder schleudert Tadel, je nachdem die Handlungen löblich oder verachtungswürdig sind.

Die napoleonische Idee hat sich seit langer Zeit die Sympathieen der Massen erworben, weil die Empfindungen bei den Völkern dem Raisonnement vorangehen, weil das Herz fühlt, bevor der Geist begreift. Als die christliche Religion sich verbreitete, nahmen die Nationen sie an, bevor sie die ganze Tragweite ihrer Moral begriffen hatten. Der Einfluß eines großen Genie's ist gleich dem Einfluß der Gottheit, ein Fluidum, welches wie die Electricität ausströmt, die Einbildungskraft beflügelt, die Herzen

klopfen macht und fortreißt, weil sie die Seele bewegt, noch bevor sie überzeugt.

Diesen Einfluß, welchen sie auf die Massen auszuüben glaubt, will sie benutzen, nicht um die Gesellschaft umzustürzen, sondern im Gegentheil, um sie zu verfestigen und zu reorganisiren. Die napoleonische Idee ist also ihrer Natur nach mehr eine Idee des Friedens als des Krieges, mehr eine Idee der Ordnung und der Wiederherstellung als des Umsturzes. Sie verkündet ohne Haß und ohne Galle die politische Moral, welche der große Mann zuerst begriffen hatte. Sie enthüllt diese großen Principien der Gerechtigkeit, Autorität und Freiheit, welche man in den Zeiten der Verwirrung nur zu oft vergißt.

Indem sie vor allen Dingen überreden und überzeugen will; predigt sie die Eintracht und das Vertrauen, und appellirt lieber an die Vernunft als an die Gewalt. Aber wenn sie, durch zu große Verfolgungen zum Aeußersten getrieben, die einzige Hoffnung der unglücklichen Bevölkerung und die letzte Zuflucht des Ruhms und der Ehre des Landes geworden, dann wird sie, sich wappnend mit dem Helm und mit der Lanze, und auf den Altar des Vaterlands steigend, zu dem von so viel Ministern und Rednern getäuschten Volk sagen, wie Saint Remy zu dem stolzen Sicambre

sagte: „Stoße Deine falschen Götter und Deine Bilder von Thon um; verbrenne was Du bisher verehrt hast, und verehre was Du verbrannt hast!"*)

Man sieht, die napoleonische Idee ist ein Feenmährchen, das Anspruch darauf erhebt, für Wahrheit zu gelten oder alle Bedingungen zu seiner Verwirklichung in sich zu tragen. Dies politische Mährchen handelt von einem großen herrlichen Kaiser, der durch eine Magie ohne Gleichen in einen Tyrannen verzaubert worden, obwohl er in sich selbst das Urbild der Freiheit und der berufene Erlöser aller Völker, der politische Messias ist. Man kann sich denken, welche tragische Schmerzen der durch einen solchen Zauber gebannte Heros in sich erdulden muß, denn seine Völker, die er eigentlich frei und glücklich machen will, muß er zwingen und knechten. Nichtsdestoweniger glaubt er nicht zu lügen, wenn er die Zukunft, die er einst vor sich ausschütten wird, als ein wahres Schlaraffenthum der Freiheit und Glückseligkeit den Völkern preist, und er ladet sie schon jetzt ein, mit allen ihren Gedanken und Träumen an dieser künftigen napoleonischen Tafel zu schwelgen. Was den Kaiser aus diesem Bann erlösen kann, ist nur der Frieden, denn er spricht es selbst

*) „L'idée Napoléonienne" in den Oeuvres de Louis-Napoléon Bonaparte III. 234.

aus: so wie der Frieden gekommen ist, wird er sich in der Lage sehen den Vorhang vor der bis dahin von ihm verborgenen Freiheit aufzuziehen und die Göttin aus seinem Busen hervorfliegen zu lassen. Zugleich aber treibt ihn sein Schicksal, statt des Friedens beständig den Krieg zu bereiten, denn der Arm des Kaisers ist tapfer, und wenn er seine Schlachten schlägt, dröhnen alle Länder unter dem Stampfen seiner Kriegsrosse.

Und so ereilt den Kaiserhelden der Tod der Tragödie, denn er stirbt am Krieg und an der Unterdrückung, während seine Aufgabe der Frieden und die Freiheit war. Und seltsam, sein Nachfolger und Jünger ist Napoleon III., der schon mit dem Symbol: l'empire c'est la paix, anfangen zu können glaubte, aber unmittelbar darauf schon wieder zu der unabweislichen Wahrheit zurückkehrte, daß das Kaiserthum der Krieg, und immer wieder der Krieg, und am sichersten und bequemsten der Krieg ist! Denn wenn die napoleonische Idee ihren schaffenden Zeugungspunkt nur im Frieden gewinnen kann, so würde der Frieden für sie zugleich der Moment ihrer eigentlichen Verlegenheit sein, der sie auffordern müßte, nun endlich zu offenbaren, was sie zu schaffen vermag. Diese Probe ihres Vermögens wird sich aber immer gefährlicher erweisen als jede Schlacht,

und es ist darum ein Glück für die napoleonische Idee, wenn die Fanfaren des Krieges immer wieder ihre Friedens- und Freiheitsträume unterbrechen wollen.

Die napoleonische Idee, deren Formel Napoleon III. gefunden und aufgestellt hat, ist darin andern Vertrags- und Friedens-Instrumenten unähnlich, daß die letzteren ihre Abweichungen, durch welche sie ihren Hauptinhalt Lügen strafen, gewöhnlich in geheimen Artikeln mit sich führen. Die napoleonische Idee aber hat keine geheimen Artikel, außer diejenigen, welche ihren Hauptinhalt aussprechen, der mehr oder weniger für ein unerfaßbares Geheimniß gehalten werden muß. Dagegen sind die Abweichungen von sich selbst, durch welche sich die napoleonische Idee bisher einzig und allein kundgegeben, dasjenige, was als die eigentlich offenen und klaren Artikel an ihr zu Tage liegt. Die Thatsachen, die sie bisher zu ihrer Offenbarung hervorgerufen, sind gerade das Gegentheil dieser Idee selbst, und sie hat darum einstweilen nur nach dem, was sie nicht ist oder sein will, in der Welt beurtheilt und gewogen werden können.

Napoleon III. vertiefte sich aber bei der Entwickelung und Gestaltung der napoleonischen Idee, mit der er sich lange vor der Besteigung seines eigenen Kaiserthrons beschäftigte, so speculativ in diese Aufgabe, daß

er in dem Napoleonismus gewissermaßen einen neuen Idealismus der modernen Welt zu erfinden und zu construiren unternahm. Der Refrain aller dieser Begründungsversuche der napoleonischen Idee ist dann immer der: „Die napoleonische Idee ist nicht eine Idee des Krieges, sondern eine sociale, industrielle, commercielle und humanitäre Idee.“*) An einer andern Stelle heißt es darüber mit prophetischer Zuversichtlichkeit: „Sobald es gelungen, das napoleonische Europa zu begründen, wäre der Kaiser in Frankreich zu den Einrichtungen und Schöpfungen des Friedens vorgeschritten. Er würde der Freiheit ihre festen Grundlagen gegeben haben, denn er brauchte nur die Fäden des Netzes, das er gesponnen hatte, loser knüpfen.“

„Das Gouvernement Napoleons konnte mehr als jedes andere die Freiheit ertragen, aus dem einfachen Grunde, weil die Freiheit seinen Thron befestigt haben würde, während sie diejenigen Throne, welche keine feste Basis haben, umstößt und zerschmettert. Die Freiheit würde seine Gewalt befestigt haben, weil Napoleon Alles, was der Freiheit vorhergehen muß, in Frankreich schon aufgerichtet hatte; weil seine Macht auf der festen Masse der ganzen Nation ruhte; weil

*) „Des idées Napoléoniennes.“ Oeuvres I. 334.

seine Interessen mit denen des Volkes eins waren, und weil endlich unter ihm das vollständigste und innigste Vertrauen zwischen den Regierenden und den Regierten herrschte."

Auf den Fittigen dieser napoleonischen Dichtung immer kühner emporgetragen und in einer Art von Extase sich schaukelnd, geht der kaiserliche Verfasser der napoleonischen Ideen dann zu der kühnen Vision fort: daß die Politik Napoleons im eigentlichsten Sinne darin bestanden habe, die „europäische Association" zu begründen, indem er danach gestrebt habe, sein System auf sämmtlichen Nationalitäten Europa's und auf der Befriedigung aller allgemeinen Interessen der Völker niederzulassen.

„Wenn — heißt es in den Idées napoléoniennes — das Glück den Kaiser nicht verlassen hätte, so würde er in seinen Händen alle Mittel vereinigt gehalten haben, um Europa zu constituiren; er hätte ganze Länder in Bereitschaft gehabt, über die er nur zu verfügen brauchte, um damit seinen Zweck zu erreichen. Ihr Holländer, Römer, Piemontesen, Ihr Bewohner von Bremen und Hamburg, Ihr Alle, die Ihr erstaunt gewesen, Euch plötzlich als Franzosen zu finden, Ihr würdet in die Sphäre der Nationalität zurückgekehrt sein, die Eurer Geschichte und Eurer Stellung ent-

spricht, und Frankreich würde, die Rechte abtretend, welche ihm der Sieg über Euch verliehen, immer noch in seinem eigensten Interesse gehandelt haben, denn sein Interesse kann sich niemals von dem der civilisirten Völker trennen. Um aber die europäische Association fest zu fügen, würde der Kaiser einen europäischen Codex und einen europäischen Cassationshof ins Leben gerufen haben, um dadurch ebenso alle Irrthümer zu berichtigen, wie der Cassationshof in Frankreich die Irrthümer seiner Tribunale zu berichtigen hat. Er würde auch ein europäisches Institut begründet haben, um alle gelehrten Associationen in Europa zu beleben, zu leiten und in ihren Wirkungen zusammenzufassen. Die Gleichheit von Münzen, Maaß und Gewicht, die Gleichheit und Uebereinstimmung der Gesetzgebung, würden in derselben Weise durch seine machtvolle Intervention erreicht worden sein."

Indem mit diesen magischen und geschickt aufgetragenen Farben die rohe Eroberungspolitik Napoleons zu einer Politik der europäischen Association verklärt, auch der Kaiser selbst zum Repräsentanten der wahren Ideen des Jahrhunderts gestempelt wird, wodurch er auch einzig und allein zu dem Gipfelpunkt seiner beispiellosen Gewalt hinaufgeschritten sei, wird demgemäß auch sein inneres Verhältniß zu Frankreich in

einem strahlenden und wahrhaft idealen Lichte gezeigt. In den Idées napoléoniennes erzählt der Neffe von dem Onkel die wunderbare Mähr, daß Kaiser Napoleon das unbegränzteste Vertrauen des Volkes besessen, und daß ihm darum Alles so leicht geworden sei, weil er zuerst die hauptsächlichsten Grundlagen eines festen Staatsgebäudes gelegt, indem er alle Glieder der französischen Familie unter sich versöhnt und geeinigt habe.

„Alle Franzosen — heißt es in dieser Geschichte aus Tausend und Einer Nacht — standen in vollkommener Eintracht und Uebereinstimmung auf der festen Grundbasis der Constitution zusammen. Die Interessen der Majorität gingen aber bis zu einem solchen Grade in den Interessen der Dynastie Napoleon auf, daß man im Jahre 1811, an demselben Ort wo einige Jahre vorher dem Königthum ein unversöhnlicher Haß geschworen worden, ganz Paris, ganz Frankreich mit unendlichem Jubel die Geburt eines Kindes begrüßen hörte, weil dies Kind ein Unterpfand der Dauer und des Bestandes der kaiserlichen Regierung zu sein schien."

„Konnte Napoleon, den besonders alle Volksklassen wahrhaft liebten, wohl ein Bedenken haben, allen Bürgern politische Rechte zu geben? Als er, zum

Consul auf Lebenszeit ernannt, das Princip des Wahlrechts wiederherstellte, sprach er damals diese denkwürdigen Worte: „Gerade für die Stabilität der Regierung, ist es durchaus nothwendig, daß das Volk einen größern Antheil an den Wahlen habe!“ So erkannte Napoleon schon im Jahre 1803, daß die Freiheit seine Gewalt befestigen würde. Denn da er seine wärmsten Parteigänger im Volke hatte, durfte er überzeugt sein, daß, je mehr er den Wahlcensus herabsetzte, um so mehr seine natürlichen Freunde Aussicht hatten, in die gesetzgebende Versammlung zu gelangen, und daß, je mehr Macht er den Massen ertheilt, er dadurch nur um so stärker die seinige stützen würde.“*)

Louis Napoleon berührt hier in dem Wahlsystem den schwächsten und verdächtigsten Punct der napoleonischen Ideen, weiß aber gerade in ihm alle Wirkungen des napoleonischen Gemäldes auf das Täuschendste zusammenzufassen. Die Volkswahl hat allerdings in dem napoleonischen System von vornherein eine große Rolle gespielt. Das lebenslängliche Consulat, um welches 3,577,259 Franzosen stimmten, wurde von 3,568,885 Stimmen angenommen, während nur 8374

*) „Des Idées napoléoniennes“ Oeuvres I. 323.

sich dagegen erklärten. Um die erbliche Kaiserwürde stimmten im Jahre 1804 3,524,254 Franzosen, und die Annahme desselben durch das Volk erfolgte mit 3,521,675 Stimmen, während nur 2579 sich dagegen erklärten. Das Wahlrecht ist darum im eigentlichsten Sinne das Mysterium des napoleonischen Systems, und der jetzige Kaiser der Franzosen, welcher selbst der Erwählte von fünf Millionen geworden, widmet darum in seiner zweiten Abhandlung über die napoleonische Idee dem Wahlsystem noch eine ganz besondere Stelle.*) Es heißt darin folgendermaßen:

„Wir haben gesagt, daß die Napoleonische Idee darin bestände, daß sie die Ideen der Freiheit mit den Ideen der Autorität verbinde, und dies ist in der That das Geheimniß des modernen Gesetzgebers.

Als Napoleon die Gewalt in die Hand nahm, war Frankreich lange Zeit hindurch die Beute zweier gleich verhängnißvoller Uebel gewesen, nämlich der Bedrükkung und der Anarchie, und diese beiden Leidenszustände hatten das schlimme Resultat gehabt, daß diejenigen, welche bedrückt wurden, die Macht, welcher Art sie auch sein mochte, verabscheueten, und daß diejenigen, welche von der Anarchie gelitten hatten, die

*) „L'Idée Napoléonienne“. Oeuvres III. 240.

Freiheit verabscheueten, unter welcher Form sie sich auch darstellen mochte. Die französische Gesellschaft also wieder zu verfestigen, die Gewalt und Autorität wiederherzustellen und zu gleicher Zeit die Grundbasis der Institutionen zu legen, welche die Herrschaft der Freiheit herbeiführen sollten, das war die Mission Napoleons!

Um ein so großes Werk auszuführen, bedurfte er, nach seiner eigenen Meinung, zwanzig Jahre der Regierung; fünf Jahre nur haben ihm gefehlt!

Der Kaiser hat in den Augen mancher Leute für einen Tyrannen gegolten; aber wenn man die Acten seiner Regierung durchsucht, wenn man sich hinein denkt in den Geist der sie dictirt hat, wird man sich von der Wahrheit überzeugen, daß alle seine Institutionen einen viel demokratischeren und zu gleicher Zeit viel revolutionäreren Zweck hatten, als Alles, was nach seinem Fall aufgerichtet worden. Denn man muß sich nur von Einer Sache überzeugen, nämlich davon, daß in Frankreich die Massen nicht revolutionnair sind, und daß, wenn man mit ihnen baut, man allein dauerhaft und fest baut.

In dem Wahlsystem, über welches wir jetzt einige Worte sagen wollen, kann man den Charakter, durch

welchen sich das System des Kaisers am Wesentlichsten unterschied, ganz genau erkennen.

Alles, was Napoleon aufrichten wollte, hatte nur den erhabenen Zweck, die Zukunft zu bauen. Er sah sehr gut ein, daß das Feudal-System, welches ganz Europa tausend Jahre hindurch beherrscht hatte, im Jahre 1789 unwiederbringlich vernichtet war; aber es genügte nicht, dasselbe zerstört zu haben, denn, sagte er, man stößt nur das um, was man ersetzt. Man mußte also die starke feudale Organisation zu ersetzen suchen durch eine ebenso starke demokratische Organisation; man mußte also vor allen Dingen organisiren.

Zuerst fällt in die Augen, daß Napoleon allen seinen Institutionen diese Elastizität gab, die erlaubt, daß man das politische Netz ausbessert, zusammenzieht oder ausdehnt, ohne die Grundbasis zu verändern. Diese Eigenthümlichkeit hat den großen Vortheil, daß die Verbesserungen, welche man einführt, nur modificiren, nicht aber umstürzen, und daß die Achtung, welche man den Gesetzen schuldig ist, nicht erschüttert wird, während diese Achtung im Gegentheil sich nicht in den Gemüthern festwurzeln kann, wenn die Gesetzgebung sich beständig verändert.

Es war mit dem Wahlsystem wie mit dem Finanz-

system; für dies letztere hatte Napoleon die Aufschlags-Centimes erfunden, die erlaubten daß man, je nach den Bedürfnissen des Schatzes, die Abgaben verringerte, oder erhöhete, ohne neue Auflagen zu schaffen, deren Begründung immer schwierig ist.

Ebenso hatte der Kaiser, um dem Wahlrechte eine reellere Bedeutung zu geben, nicht nöthig, neue Gesetze zu machen, sondern er brauchte nur einfach die Wahlkörper berechtigen, direct ihre Deputirten zu wählen, statt wie sonst nur ihre Candidaten der Regierung zur Wahl zu stellen.

So legte der Kaiser die Grundlagen, auf denen allein das allgemeine Stimmrecht sich ohne Nachtheile aufrichten ließ, und das nach seinen Entwürfen organisirte allgemeine Wahlrecht ward, statt die Ursache fortgesetzter Unruhen und Umsturzbestrebungen zu sein, jetzt eine große Institution, die, indem sie die Massen disciplinirte, zugleich die Ordnung und Stabilität sicherte.

Um unsere Gedanken besser zu erklären, müssen wir bis zu der ersten Einrichtung des Wahlsystems zurückgehen. Thibaudeau drückt sich in seiner „Geschichte des Consulats und des Kaiserthums" folgendermaßen über die Wahlgesetze aus, welche dem Consulat vorher gingen:

„Die Constitution des Jahres III war verderbt erschienen, besonders in den Wahlen; vor dem achtzehnten Fructidor brachten sie die Royalisten in das Corps legislativ: dieser Tag verjagte sie daraus. Nachher kam die Reihe an die Jacobiner: der zwei und zwanzigste Floréal entfernte sie. Bei den folgenden Wahlen erschienen sie wieder, behaupteten sich und waren nahe daran, ihre Gegner zu werfen. Es gab also nichts Festes, es handelte sich um den Triumph einer Partei. Würde eine geschicktere oder stärker constituirte Regierung als das Directorium diese Schaukel vermieden haben? Siéyes glaubte es nicht; er meinte dem Volk die directen Wahlen nehmen zu können, und sie darauf zu beschränken, Listen von den Notabilitäten zu machen, Candidaten zu ernennen, unter denen alsdann der Senat die Mitglieder des Corps legislativ und des Tribunats zur Wahl bestimmen sollte. Diese Listen sollten aus allen den Individuen zusammengesetzt werden, die von dem Volk zu öffentlichen Functionen ernannt worden oder die bei der Ernennung der Regierung eine Betheiligung ausgeübt und folglich Interesse dabei hätten, die Principien und die Resultate der Revolution aufrecht zu erhalten."

Napoleon, zum Consul auf Lebenszeit ernannt, unterdrückte die Notabilitäten-Listen von Siéyes, und

errichtete die Kreis=Versammlungen, die aus allen in dem Kreise ansässigen Bürgern zusammengesetzt wurden. Diese Versammlungen ernannten die Mitglieder der Wahl=Collegien des Arrondissements und Departements. Die zu den Wahl=Collegien Wahlfähigen sollten die am Meisten Besteuerten des Departements sein, aber man konnte den Arrondissements=Collegien zehn, und den Departements=Collegien zwanzig nicht mit Eigenthum ansässige Mitglieder hinzufügen, die man unter den Mitgliedern der Ehrenlegion oder unter den Männern, die sich durch besondere Dienste hervorgethan hatten, wählen durfte. Die Collegien stellten zwei Candidaten für die erledigten Plätze des gesetzgebenden Körpers; die Departements=Versammlung allein schlug Candidaten für die Senatoren=Stellen vor; einer der beiden Candidaten mußte außerhalb des Collegiums, das ihn vorschlug, gewählt werden.

Wenn man den Geist prüft, der diese Gesetze dictirte und zwar zu einer Zeit, wo man aus heftigen innern Kämpfen hervorging, und wo der Krieg von außen beständig drohte, wo demgemäß selbst die aufrichtigsten Freunde der Freiheit die Nothwendigkeit einsahen, die Wahlrechte zu beschränken, so kann man nicht umhin anzuerkennen, daß es nur die Absicht des Kaisers gewesen ist, die Wahlen auf den breitesten Grund=

lagen wieder herzustellen. Wir zweifeln keinen Augenblick, daß in Friedenszeiten sein System sich noch modificirt hätte, und daß das Wahlgesetz sich folgendermaßen formulirt haben würde:

„Alle Franzosen sind Wähler und wahlfähig.

„Die Wahl hat zwei Abstufungen. Alle ansässigen Bürger in einem Kreis werden sich vereinigen und von ihnen wird die Ernennung der Mitglieder der Wahlcollegien des Arrondissements und Departements ausgehen.

„Diese Collegien werden alsdann direct mit der Ernennung der Deputirten vorgehen; die Collegien des Departements allein werden der Regierung drei Candidaten für die Senatorenstellen vorschlagen.

„Die Deputirten werden besoldet für die Zeit, in welcher die gesetzgebenden Sessionen stattfinden.

„Ein solches Gesetz scheint uns im Einklang zu sein mit den Ideen des Fortschritts und mit den Bedingungen der Stabilität, die zum Glück eines Landes unerläßlich sind. Dieses System huldigt aufrichtig den Ideen der Freiheit; es giebt dem ganzen Volk politische Rechte, ohne die Gefahren und Schwierigkeiten darzubieten, welche man gemeinhin unter dem allgemeinen Stimmrecht begreift. Die von dem Volk ernannten Wahl-Collegien verknüpfen die großen Auto-

ritäten mit dem Volke und umgekehrt. Es sind die vermittelnden Körper zwischen der Gewalt und dem Volke; es ist eine Gliederung der Bürger, mit einem Wort es ist eine hierarchische und demokratische Organisation; hierarchisch, denn man ist von Anfang her Wähler, weil man von Anfang her Bürger ist; dann aber ist man Mitglied eines Wahl-Collegiums, weil man sich das Vertrauen seiner Mitbürger erworben hat, und zuletzt Deputirter, weil man sich das Vertrauen der Wähler erworben hat. Man hat also verschiedene Stufen zu ersteigen; aber die Einrichtung ist zugleicherzeit demokratisch, weil das ganze Volk die Basis desselben bildet.

Bemerken wir, daß in der That in einem wohl organisirten Staat sich immer zwei entgegenstrebende Bewegungen fühlbar machen müssen: eine, die von der Basis des Gebäudes zur Spitze emporsteigt, und die andere, welche von der Spitze zur Basis hinunterläuft.

Dieser Regierungs-Einfluß, der sich bis in die untersten Klassen des Volkes fühlbar machen muß, und dieser Einfluß des Volkswillens, der sich bis zu dem Oberhaupt der Regierung hinauf fühlbar machen soll, muß wirken und gegenwirken, aber in Graden

und Stufen, ebenso sehr in aufsteigender, als in absteigender Linie.

Wenn das Volk in Masse auf dem öffentlichen Platz stimmt, und direct seine Stimme abgiebt, so ist das gewissermaßen als ob alles Blut aus dem Körper zum Kopf hindrängt; das giebt Beschwerden, Congestionen und Schwindel.

Selbst die Volks-Interessen sind dabei schlecht vertreten, weil es nicht mehr die Besonnenheit und das Urtheil ist, welches wählt, sondern weil nur die Leidenschaft und die Eingebung des Moments über die Wahl entscheidet." — —

Eine strenge und abschließende Beurtheilung der politischen Organisationen Napoleons hat der kaiserliche Neffe auf eine sehr geschickte Weise dadurch abzulehnen gesucht, daß er alle inneren Staatseinrichtungen, die Napoleon den Franzosen gegeben, nur für eine provisorische Schöpfung erklärte. Louis Napoleon deutet in seinen der napoleonischen Idee gewidmeten Schriften immer nur auf den inneren Entwickelungskeim der napoleonischen Institutionen hin, und der Frieden ist es dann bekanntlich, der denselben zu Blüthe und Frucht vollendet haben würde.

Eine merkwürdige Aeußerung enthält die Schrift des idées napoléoniennes auch dahin, daß der Kai-

ser Napoleon, den Fehler vieler Staatsmänner vermeidend, es durchaus verschmäht habe, die französische Nation einer abstracten Theorie zu unterwerfen, die oft für ein Land das Bett des Prokrustes gewesen sei. „Napoleon studirte im Gegentheil mit dem größten Eifer den Charakter des französischen Volkes, seine Bedürfnisse, seinen gegenwärtigen Zustand, und nach diesen gegebenen Bedingungen bildete er sein System, das er noch nach den Umständen der Situation zu fassen wußte. Was sollte aus mir werden, sagte Kaiser Napoleon oft, wenn ich ganz Europa gegenüberstehen wollte mit einem Gouvernement, das ich mitten im Schutt aufführte, dessen Grund und Boden noch nicht fest gelegt sind, und dessen Formen ich jeden Augenblick bemessen und combiniren muß nach neuen Umständen, die mir selbst aus der Veränderung der auswärtigen Politik erwachsen!"

Zu den großen Entwickelungskeimen, die das napoleonische System in sich trug, und auf denen es im eigentlichsten Sinne ruhte, rechnet Napoleon III. auch in sehr bedeutsamer Auffassung die Industrie. Die Verbindung der Industrie mit dem napoleonischen System ist einer der geistreichsten und wirksamsten Gedanken, auf welche der gegenwärtige Kaiser der Franzosen seine Politik gestützt hat. Er fand dazu

allerdings einen wesentlichen Anhalt in der eigenthümlichen und schöpferischen Stellung, welche sich Kaiser Napoleon I. zu der Idee wie zu den Entwickelungen der Industrie gegeben. Man sagt nicht zu viel, wenn man behauptet, daß die französische Industrie unter der Regierung Napoleons wesentlich geschaffen worden. Der Kaiser begriff bereits den ungeheuren Wendepunkt, den die Industrie für alle Lebenszustände der europäischen Völker in sich trug, er sah, daß aus den Wirkungen der Industrie sich dereinst eine neue Gesellschaft erheben würde, und das napoleonische Kaiserthum sollte auch diesen entscheidenden Punkt der Zukunft nicht verfehlen, sondern vielmehr seine Einigung und Durchdringung mit demselben vorbereiten.

„Der Kaiser nannte die Industrie ein neues Eigenthum, und bezeichnete mit diesem einem Wort die ganze Natur und Tragweite dieser Richtung. Der Geist des Eigenthums trägt ein Element der Herrschaft und Ausschließlichkeit in sich. Das Eigenthum des Bodens hatte seine Vasallen und seine Sklaven gehabt. Die Revolution befreite den Grund und Boden, aber das neue Eigenthum der Industrie, das sich täglich vergrößert, strebte darnach, dieselben Phasen, wie das feudale Eigenthum, zu durchlaufen, und ebenso seine Vasallen und seine Sklaven zu haben.

Napoleon sah diese Richtung voraus, die in jedem System liegt, dessen Fortschritte Eroberungen sind, und indem er die Herren der industriellen Etablissements schützte, vergaß er auch nicht an das Recht der Arbeiter zu denken. Er richtete in Lyon, und später in andern Manufakturstädten, einen Rath von Sachverständigen ein, die, als wahre Friedensrichter der Industrie, die Aufgabe hatten, die Streitigkeiten zu schlichten, welche zwischen den Arbeitern und Arbeitgebern entstehen konnten. Reglements wurden ausgearbeitet über die Polizei der Fabriken und über alle Verhältnisse der Arbeiter und Fabrikanten. Rathskammern der Manufakturen, Fabriken, Künste und Gewerke wurden eingerichtet, und im Ministerium des Innern bestand ein General-Conseil für Fabriken und Manufakturen."*)

Indem Louis Napoleon sich bemüht, in den „Napoleonischen Ideen" den Napoleonismus zu dem schöpferischen Idealismus des modernen Weltalters zu stempeln, und ihn als ein System hinzustellen, in dem alle Ideen der neuen Zeit enthalten sind und vorgebildet erscheinen, liegt es zugleich in dieser Richtung, den Namen Napoleon zum Universalträger aller poli-

---

*) „Des idées Napoléoniennes" Oeuvres I. 242.

tischen und socialen Richtungen zu machen, und alles Andere, was es sonst in der Welt und in der Geschichte gegeben, auf ihn zurückzuführen. Eine wesentlich napoleonische Idee ist aber ohne Zweifel das allgemeine Bewaffnungssystem, worin Napoleon einer socialen Militair-Organisation Frankreichs nachstrebte, die einen wesentlichen Einschlag in das ganze System seiner Gewaltherrschaft bilden sollte. Die Ideen, welche der Kaiser über die militairische Organisation hegte, wurden aber erst später durch andere Staaten, namentlich durch Preußen, ausgeführt, und es ist bemerkenswerth, daß die Bedeutung und Größe des preußischen Militairsystems gerade von Louis Napoleon in den „Napoleonischen Ideen" die größte Anerkennung und Hingebung gefunden hat. Die Abhandlung „l'Idée Napoléonienne" spricht sich in einer Parallele der militairischen Einrichtungen Frankreichs und Preußens darüber folgendermaßen aus:

„Einer der Generäle, die am meisten zur militairischen Organisation Preußens beigetragen, sprach einmal den Gedanken aus: „daß in einem wohlorganisirten Staat man nicht wissen müßte, wo der Soldat anfängt und der Bürger aufhört." Diese Worte schildern die Philosophie eines Systems, das unzweifelhaft von allen Mächten des Continents adoptirt

werden wird, weil es den neuen Anforderungen der Völker Europa's entspricht.

Es genügt jetzt nicht mehr, daß eine Nation einige hundert mit Eisen überladene Ritter oder einige tausend Condottieri und Miethlinge habe, um seinen Rang und seine Unabhängigkeit aufrecht zu erhalten; sie bedarf Millionen bewaffneter Männer, denn, wenn der Krieg ausbricht, sind es ganze Völker die auf einander stoßen, und wenn der Kampf begonnen hat, entscheidet das Genie wohl über den Sieg, aber die Organisation allein vermag den Fehlschlägen Widerstand zu leisten. Es ist also für jede Nation unerläßlich, zahlreiche Armeen auf den Kriegsfuß setzen zu können; aber da kein Staat der Welt, ohne sich zu erschöpfen, fortgesetzt hunderttausende von Männern in Activität erhalten kann, muß man ein System zu Hülfe nehmen, welches die größtmöglichsten Vortheile in den Kriegszeiten darbietet, ohne in den Friedenszeiten zu schwere Opfer aufzuerlegen. Daran hatte der Kaiser oft gedacht, als er gegen Europa kämpfte. Das ist es, was Preußen zur Ausführung gebracht hat, damit es seine Monarchie nicht wieder durch den Verlust einer einzigen Schlacht zusammenbrechen sehe.

Preußen, dessen Bevölkerung nur halb so groß ist als die von Frankreich, kann, nach seinem System,

zur Vertheidigung seines Territoriums sofort 530,000 wohl eingeübter Truppen auf den Kriegsfuß setzen. Dieses System bietet also ungeheuere Vortheile für die Vertheidigung dar; man kann ohne Zweifel Fehler an ihm auffinden, aber sind diese nicht mächtig durch die Vorzüge aufgewogen? Denn, wir wiederholen es, es handelt sich nicht darum zu wissen, ob die Soldaten, die drei Jahre bei den Fahnen gewesen, eben so waffengeschickt sind, als die, welche acht Jahre bei denselben gewesen; es ist klar, daß diejenigen die besten Soldaten sind, die am längsten der militairischen Disziplin untergeordnet waren; aber die wichtige Frage ist die, eine Organisation zu finden, welche am Tage der Gefahr hunderttausende einexerzirter Truppen darbietet, und die, während des Friedens, eine schwache Last für das Budget ist und dem Ackerbau möglichst wenig junge Männer entzieht.

Das preußische System hat dieses Problem sowohl in materieller als moralischer Hinsicht gelöst; denn nicht allein vom militairischen Standpunkt aus ist diese Einrichtung vortheilhaft, sondern auch unter dem philosophischen Gesichtspunkt verdient sie bewundert zu werden, weil sie jede Barriere zwischen dem Bürger und dem Soldaten niederreißt und das Bewußtsein jedes Mannes erhöht, indem es ihn empfin-

den läßt, daß die Vertheidigung des Vaterlandes seine erste Pflicht ist. Hierin beruht in der That die große Verschiedenheit zwischen der Landwehr und der Nationalgarde, wie diese letztere jetzt organisirt ist. In Preußen ist es das ganze Volk, welches zur Vertheidigung des Landes bewaffnet ist; in Frankreich ist es die Bourgeoisie allein, die zur Vertheidigung der Privatinteressen bewaffnet erscheint.

Der Kaiser Napoleon, in dessen Haupt alle großen Gedanken gekeimt sind, ließ im Staatsrath bis zu zwanzig verschiedene Redactionen eines Entwurfs zur Organisation dreier verschiedener Aufgebote der Nationalgarde verlesen. Aber die Begebenheiten verhinderten die Ausführung seiner Projecte, und der Kaiser, von anderen Gegenständen abgezogen, ließ einen Plan fallen, den seine Voraussicht berechnet hatte, um Frankreich gegen alle Wechselfälle zu sichern. Er rief im Staatsrath: „Bildet doch die Aufgebote der Nationalgarde, damit jeder Bürger, wenn es Noth thut, seinen Platz kennt, und Herr Cambacères hier eben so gut, wie jeder Andere, sein Gewehr nimmt, wenn die Gefahr es erheischt, und dann werdet Ihr in Wahrheit eine mit Kalk und Sand gemauerte Nation haben, die fähig ist, den Jahrhunderten und den Menschen zu trotzen. Ich werde übrigens diese National-

garde mit der Linie gleich stellen, die alten ausgedienten Officiere werden ihre Chefs und ihre Väter sein. Ich werde es machen, daß man sich um die Grade der Nationalgarde eben so bewerben soll, als um die Gunst bei Hofe". Und er fügte hinzu: „ich bin unbeugsam für Befreiungen, sie wären Verbrechen; wie könnte man sein Gewissen damit belasten, daß man den einen Menschen zum Nachtheil des andern hätte tödten lassen? Ich weiß selbst nicht, ob ich meinen Sohn ausnehmen würde."

Wir wollen unseren Wunsch, diese schönen Worte in Frankreich zur Ausführung gebracht zu sehen, noch mit einigen Worten andeuten. Wir wollen nicht vorschlagen, wie in Preußen für die Linientruppen eine Rekrutirung nach Provinzen einzurichten, weil wir glauben, daß dies System in Kriegszeiten große Mißstände nach sich ziehen kann. Aber wir wünschten, die Nationalgarde zum Rang der Armee zu erheben, damit die Nationalgarde, gleich der Armee, während des Friedens der Hüter des heiligen Feuers und während des Krieges die Hoffnung und Stütze des Vaterlandes sei.

In gewöhnlichen Zeiten würde die Armee nur zweimal hunderttausend Mann unter den Waffen haben; sie würde zusammengesetzt sein aus jungen

Leuten von zwanzig bis sechsundzwanzig Jahren; sie würden also sechs Jahre bei den Fahnen bleiben. Bei ihrem Austritt aus den Reihen der activen Armee würden sie noch vier Jahre zur Reserve gehören, welche das erste Aufgebot der Nationalgarde wäre; das heißt, daß sie während des Krieges verpflichtet wären, ihre Corps zu vereinigen, und daß sie während des Friedens Theil nähmen an dem ersten Aufgebot der Nationalgarde.

Dieses erste Aufgebot würde also zusammengesetzt sein aus den Mannschaften von zwanzig bis sechsundzwanzig Jahren aus den Conscriptions-Classen, die nicht in Activität gesetzt worden und aus Mannschaften von sechsundzwanzig bis dreißig Jahren. Sie würden zwei Mal im Jahr einen Monat lang einexercirt.

Das zweite Aufgebot würde alle Männer von dreißig bis vierzig Jahren umfassen; das dritte Aufgebot alle Männer von vierzig bis sechszig Jahren.

Von diesen drei Aufgeboten der Nationalgarde würde das erste, welches man als die Reserve der Armee betrachten müßte, seinen permanenten Generalstab haben, und die durch ihre Anciennetät und ihre geleisteten Dienste empfehlenswerthesten Officiere würden die Chefs und Lehrer derselben sein.

Das zweite Aufgebot der Nationalgarde würde

keine permanenten Glieder haben; die Officiere würden durch ihre Mitbürger erwählt; dieses zweite Aufgebot würde nur alle drei Monate zu einer Revue zusammengerufen.

Das dritte Aufgebot der Nationalgarde würde nur auf dem Papier existiren.

Frankreich (diese Idee ist den Memoiren des Kaisers entnommen) würde in dreiunddreißig militärische Arrondissements eingetheilt, was also für jedes Arrondissement eine Million der Bevölkerung ausmachte. Jedes Arrondissement würde eine militairische Division der Nationalgarde bilden, die, in Brigaden und Divisionen getheilt, ihr Hauptquartier in dem Hauptort des Arrondissements haben würde.

Frankreich könnte auf diese Weise mehr als 1,200,000 exercirte Truppen rechnen, die fähig wären, den Anforderungen der schwierigsten Verhältnisse zu genügen. Die Vortheile dieses Systems wären ungeheuer. Wir haben jetzt eine große und schöne Armee, welche noch Wunder thun würde, wenn sie wieder zu ruhmwürdigen Thaten berufen wird; aber der Rest der Nation ist nicht militairisch organisirt. Die Nationalgarde würde im Fall einer Invasion nur geringe Dienste leisten können; ihre Organisation hat nichts mit der der Armee gemein, sondern ist ihr viel-

mehr völlig entgegengesetzt; statt den militairischen Geist im Volk zu verbreiten, schwächt und beirrt sie ihn. Der Zweck der Organisation der Nationalgarde scheint nicht gegen das Innere gerichtet zu sein, und ihre Verwendung beschränkt sich darauf, die Ruhe in den Straßen aufrecht zu erhalten. Männer, die niemals die Entbehrungen der Soldaten ertragen, niemals die Ausbildung der Officiere erworben haben, sind zu Generalen ernannt, und borgen von den Vertheidigern des Vaterlandes diese Ehrenzeichen, welche die einzige Belohnung für zwanzig Jahre der Gefahr, des Elends, der Entbehrungen aller Art sind.

Diese Vermengung der Titel und Ehren erzeugt natürlich die Rivalität; anstatt zusammen zu einem gemeinsamen Ziel vorzuschreiten, trennen sich die Bürger des gemeinsamen Vaterlandes und lernen sich hassen.

Nach unserm Plan hingegen würde alle Nebenbuhlerschaft aufhören, denn die National-Garde und die Armee würden in einer und derselben Organisation zusammenfließen. Indem man die alten Militairs, welche ihr Alter weniger geeignet zu activen Posten macht, zu den obersten Graden der National-Garde des ersten Aufgebots ernennt, würde man den ungeheuren Vortheil erlangen, die glorwürdigen Trüm-

mer zu verwenden, und der Jugend, welche ungeduldig vorwärts zu kommen strebt, rascheres Avancement gewähren. Diese alten Häupter der Colonnen würden in der ganzen Bevölkerung das geheiligte Feuer verbreiten, welches in einer auf ihre Unabhängigkeit eifersüchtigen Nation zu erhalten so nothwendig ist.

Man muß in der That bemerken, daß die Armee so zu sagen in zwei Heereslager getheilt ist: in die alten und die neuen Officiere; da wir seit fünf und zwanzig Jahren im Frieden leben, kann man sagen, daß der Kopf alt ist, während der Körper noch mit schäumender Lebenskraft erfüllt ist. Auf der einen Seite stehen die alten Traditionen, die lebendigen Embléme unsers vergangenen Ruhms; auf der andern steht die Hoffnung des Vaterlandes. Diese scharf abgegrenzten Classen haben verschiedene Interessen, die man zu befriedigen wissen muß. Seit 1830 hat die Regierung die Schwierigkeit gefühlt, diesen beiden Zweigen der Armee den Theil zu geben, der ihnen zukam; aber hierin, wie in allen andern Sachen, hat sie sich mit Heftigkeit und Parteilichkeit benommen, statt mit den Grundsätzen der Gerechtigkeit vorzugehen. Sie hat unter unseren alten Berühmtheiten nicht diejenigen ausgemärzt, deren Körper den Anstrengungen nicht mehr gewachsen waren, sondern nur diejenigen,

bei denen das Feuer ihrer Seele und die stets lebendigen Erinnerungen der Vergangenheit ihr Gefahren darzubieten schienen.

Was die jungen Officiere anbetrifft, so hat nur zu oft die Gunst ihr Avancement befördert, und wirklich geleistete Dienste sind ohne Belohnung geblieben. So hat die Regierung, indem sie fühlte, daß sie das Haupt der Armee verjüngen und der neuen Generation den Vortritt geben müßte, doch alle Welt unzufrieden gemacht, statt ein Mittel zu finden, alle Interessen zu versöhnen. Eine Regierung muß im Gegentheil alle Verdienste nützlich zu verwenden wissen, um Jedem den Platz anzuweisen, wo er der Gesellschaft die besten Dienste erzeigen kann.

Im Ganzen also würde die Organisation, welche wir vorschlagen, folgende Vortheile darbieten: 1. In ökonomischer Hinsicht, weil sie von diesen 1,200,000 Mann nur 200,000 dem Ackerbau entziehen würde; 2. in moralischer Hinsicht, weil sie alle Rivalität zwischen der National-Garde und der Armee auslöschen und den militairischen Geist in der ganzen Nation verbreiten würde; 3. in gouvernementaler Hinsicht, weil sie alle militairischen Capacitäten verwenden würde, den alten, wie den jungen Ruhm.

Aber wenn selbst nicht alle diese Vortheile durch

diesen Plan erreicht werden könnten, so würden wir dennoch sagen man muß ihn annehmen, oder ein Aequivalent dafür annehmen, aus der einzigen und alleinigen Ursache weil Frankreich, auf diese Weise organisirt, gesichert wäre gegen jede Invasion, weil es der ganzen Welt Trotz bieten und mit Wahrheit jenes Wort des stolzen Galliers wiederholen könnte: „Wenn der Himmel in Gefahr wäre zu fallen, würden wir ihn mit den Spitzen unserer Lanzen stützen.“

Wir schließen diese Auszüge aus den napoleonischen Ideen mit einigen Stellen aus den Fragments historiques (geschrieben im Jahre 1841 auf der Citadelle in Ham), die mehr als alles Andere beweisen können, daß Louis Napoleon alle ideellen Aufgaben des Herrschers kennt und in seinem Bewußtsein trägt. Zu ihrer Verwirklichung scheint er aber ebenfalls, wie sein großer Oheim, nur den Moment des Friedens abzuwarten, obwohl es seitdem noch viel schwerer geworden ist als früher, in Europa zu bestimmen, wo der Krieg aufhört, und wo der Frieden anfängt.

„Bei freien Völkern kann es niemals eine Regierung geben, die stark genug wäre, lange Zeit die Freiheit im Innern bedrücken zu können, um dafür die Freiheit nach Außen zu geben.

Alle Menschen, die großen, wie die kleinen,

suchen ihre Ehre in irgend einem bestimmten Punct. Denn hier unten sind wir alle mehr oder weniger Schauspieler; aber jeder wählt sich sein Theater und sein Auditorium, und strengt alle seine Kräfte wie allen seinen Ehrgeiz an, um von diesem Parterre seiner eigenen Wahl sich Beifall zu erringen, gleich dem großen Alexander, der an den Ufern des Indus an den Beifall der Athener als an die schönste Belohnung seiner Thaten dachte.

Die Gesellschaften unterwerfen sich den Erschütterungen der Revolutionen, bei denen sie oft ihre Existenz verwirkt haben, nicht bloß, um ihr Haupt zu wechseln, sondern sie erheben sich um das System zu wechseln, um ihre Leiden zu heilen; sie fordern mit Ungestüm den Preis ihrer Anstrengungen, und beruhigen sich nicht eher, als bis sie ihn erhalten haben.

Die Stütze des Auslandes ist jederzeit unfähig ein Gouvernement zu retten, welches die Nation nicht annehmen will, und allen Königen ruft die Geschichte zu:

Schreitet einher an der Spitze der Ideen Eures Jahrhunderts, und diese Ideen werden Euch folgen und Euch unterstützen.

Schreitet Ihr in ihrem Gefolge, so werden sie Euch mit fortreißen.

Schreitet Ihr gegen sie, werden sie Euch umstürzen!"

Druck von A. Bahn & Comp. in Berlin, Schleuse 4.

Druck von A. Bahn & Co. in Berlin, Schleuse 4.

Mundt, Theodor

Pariser Kaiser-Skizzen

Bd.: 2

Berlin 1857